

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / AUGUST 1955

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1955

6. Jahrgang

Viertes Heft – Juli/August

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Dudelsackpfeifer der Markgröninger Schäfermusik.
Aufnahme: Windstoßer.

INHALT

Schwäbische Glossen Von Karl Fuß	121
Thomas Mezler's Besingnuß einer Edlen Dama Mitgeteilt von Willi Siegele	122
Bilder aus der Vergangenheit der Reichs- stadt Isny Von Immanuel Kammerer	124
1455–1955. Ein Gedenkjahr der Kirche zu Ebhausen Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen	130
Ein neues Albdorf und eine neue Steige im Lenninger Tal Von Hans Schwenkel	136
Die Stuttgarter Akademie nach dem Kriege Von Hans Fegers	138
Über den Bildhauer Walter Ostermayer .	143
Gestaltete Grabmäler	144
Aus der Geschichte der Schäferei in Würt- temberg Von Rudolf Fröhlich	145
Der Biberacher Chronist Johann Konrad Krais Von Erhard Bruder	146
Botanischer Lehrgang auf Hohenlohisch Von Ingaruth Schlauch	148
Ein vorbildliches Ehrenmal auf dem Schloß- berg in Gerlingen (Schwenkel)	150
Hetze gegen die Friedhofsverwaltungen (Schwenkel)	150
Bergung von Natursteinen in Stuttgart und die Friedhofsmauer am Pragfried- hof (Schwenkel)	150
„Verlorenes Paradies“	151
Was geht in Schöntal vor?	151
Das „Daimler-Benz-Haus“	151
Buchbesprechungen	152
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	154

Schwäbische Glossen

Von Karl Fuß

Es sind bald vierzig Jahre her, daß mir in einem sibirischen Kriegsgefangenenlager, weit noch hinter dem Baikalsee, ein zerlesener Geschichtenband von Hermann Hesse in die Hände geriet – jene Erzählungen aus der Gerbersauer Jugendumwelt des Dichters. Ich las – und ich muß schon sagen: aus jeder Zeile rührte es mich da richtig heimatlich an, legte es sich lind und tröstlich aufs Herz, das ob des Gefangenenschicksals bisweilen verzagen wollte. Mitten in der kahlen ostasiatischen Steppe wehten mir die Schwarzwaldtannen ihren herben Ruch zu, die Gassen und Winkel und Giebel der kleinen schwäbischen Stadt waren mir in einer schmerzlich-süßen Wirklichkeit ganz nahe, und die Schlotterbeck und Kolb und Kämpff aus jenen Geschichten, das Kirchers-Päule und die Anna Amberg – ach, sie waren mir keine erdichteten Gestalten nur, sondern Burschen und Mädchen von Fleisch und Blut, meine engen Landsleute, ja Nachbarn sozusagen: vom gleichen Heimathimmel überwölbt, der sich einst, in Friedenszeiten, über meinem eigenen kleinen Leben gespannt hatte. Seitdem weiß ich, daß „Heimat“ nicht nur die Erde ist, die ich beschreite, nicht nur Berg und Tal und Wald und Fluß und Au, nicht nur Dorf und Stadt, die meine Augen sehen, sondern mehr: ein inneres, heiliges Reich der Seele ...

Daß wir Schwaben unser „Ländle“ lieben und preisen: diesen Gottesgarten, der das Erhabene und das Liebliche, das Uppige und das Karge, das Geruhige und das Bewegte, in so feiner Abwechslung und Mischung bietet – das ist eine natürliche Sache; auch die Westfalen und Schlesier und Rheinländer halten es so mit den Landschaften, in denen sie heimatlich verwurzelt sind. Doch es mag schon sein, daß unsereiner besonders innig an der Heimat hängt – mitunter freilich auch, nebenbei bemerkt, mit einer gewissen verhockten und verstockten Selbstgerechtigkeit, die nicht über das eigene Nest hinausschauen will und den edlen

Heimatgedanken unedel verzerrt: ihn vergötzt oder verkitscht. Die schwäbische Volksseele ist sich dieser Gefahr bewußt und hat nicht umsonst das Sprichwort geprägt: „’s geit au’ no’ a Ennabeura henter Ennabeura!“. – Bei dieser bisweilen fast ins Fanatische abgleitenden Heimatliebe mag es auf Anhieb merkwürdig anmuten, daß wir zugleich auch ein Volk der Streuner sind, der unruhig Schweifenden, der Weltwanderer: Knulpe allzumal und Weltumsegler-Auguste! Überall auf dem Globus findet man Schwaben, es hat sich auf ihm herumgesprochen. Wir haben in den wirtschaftlich bedrängten Zeiten des vorigen Jahrhunderts fast zu viel an guter Volkssubstanz an die weite Welt abgegeben, und schon darum sind wir unseren großen Erfindern (die neben den hohen Geistern der Kunst und Wissenschaft oft vergessen werden) zu Dank verpflichtet, weil sie kraft ihres technischen Genies so viele Arbeitsstätten geschaffen haben: von Philipp Matthäus Hahn über Daimler und Maybach bis zu Zeppelin und Bosch.

„Sprach: mein Land hat kleine Städte“ – so singen wir in einer Zeile unseres schwäbischen Nationalliedes. Jawohl: dieses wundervolle altväterische Granat-Nuster der vielen kleinen Städte der Heimat – ob sie nun „aufgebaut so hoch da droben“ sind oder sich in Talmulden heimelig hineinkuscheln, ob sie sich den vornehmen Mantel dunkler Wälder umhängen oder sich vom Wind der Ebene durchbrausen lassen, ob noch verträumte kleinbürgerliche Spitzweg-Idyllen oder präziöse Dornröschen-Residenzen aus galanten Zeiten kleiner Serenissimi oder bescheiden in den Schatten alter Klosterherrlichkeit sich duckende Orte – sie sind weiß Gott schon etwas Besonderes! Für unsereiner vielleicht einfach deshalb, weil sie uns Heimat sind: behangen mit unseren Erinnerungen, Erlebnissen, Abenteuern, Träumen! Auch wenn man sich vor allzuschwäbischer Überheblichkeit hütet, wird man doch feststellen dürfen, daß nicht gleich sonstwo

unsere große deutsche Heimat so dicht und so kostbar bestirnt ist mit schönen Städtchen wie bei uns in Schwaben; eine ganze Milchstraße ist es, und der Fixsterne sind gar manche! Freilich: jede einzelne Stadt hat, bei aller schwäbischen Grundsatzsubstanz, ihre Eigenart, ihr „Gschmäcke“, und das ist besonders reizvoll an ihnen. Diese Gemeinwesen sind, wenn schon mit gewissermaßen geschwisterlichen Zügen ausgestattet, doch echt schwäbische Individualisten: geprägte Form bis zum Eigenbrödlischen. Man ißt, trinkt, wohnt, spricht, liebt, haßt in Urach anders als in Hall, anders in Maulbronn als in Sigmaringen, anders in Bietig- als in Besigheim!

Die schwäbische Volksseele ist von Gegensätzen bestimmt, das ist ihr Reiz und ihre Gefahr. Die Schwa-

ben gleichen vielfach verschlungenen Bretzeln (Laugenbretzeln natürlich!), bei denen man sich in der Linienführung auch nicht so recht auskennt – wo ist Anfang, Mitt' und Ende? –, aber schließlich ist's doch etwas Einheitliches, Ganzes! Ja ja: in unseren Seelenkammern haben sich recht verschiedenartige Mieter und Untermieter eingerichtet, und es gibt daher auch manchen Hauskrach! Da wohnen der Träumer Hansguckindieluft und der Häftlesklemmer eng nebeneinander, der Klausner und der Weltfahrer, „Sommerweste“ und Steppenwolf, Albert Einhart und Knulp, Werner Finck und Ludwig Finckh, der Rauhbautz und der Mimosen-Ästhet, der Stiffler und der Gog, Häberle und Pfeiderer. Alle diese geistigen und seelischen Spannungen, diese – vornehmer ausgedrückt: „Polarität“ haben wir zu verwerken . . .

Thomas Mezler's Besingnuß einer Edlen Dama

Mitgeteilt von Willi Siegele

Vorbemerkung. Das folgende Gedicht steht als einziges deutsches in einer Sammlung lateinischer Gedichte, die im Jahr 1651 unter dem Titel *Odaeum Litteratae Iuven-tutis* erschienen ist.

Der Dichter, Thomas Mezler, ist gebürtiger Biberacher und war Benediktiner in Zwiefalten. Hier lehrte er Philosophie und Theologie. Von hier erbat ihn das Stift Wetingen im Aargau als Lehrer der Logik. 1630 hatte er den Lehrstuhl der Rhetorik an der Universität Salzburg inne. Mezler ist nach kurzer Krankheit auf seinem Pfarrhof in Dürrenwaldstetten bei Riedlingen gestorben am 18. Januar 1655 vor nunmehr gerade 300 Jahren.

Erläuterungen zu einzelnen Strophen:

Titel. Besingnuß: Trauergottesdienst, Seelenmesse; besingen, einen Verstorbenen besingen: ihm einen Totengottesdienst halten; das Besang machen: Lieder des Todes vor dem Delinquenten singen. Hier besingt die edle Dama selbst ihr weltliches Leben in vielen, kulturgeschichtlich interessanten Einzelheiten und schildert eindringlich die Eitelkeit alles Irdischen, um zu schließen mit der Aufforderung an die Zurückbleibenden, die Herzen gen Himmel zu wenden.

Strophe 8 Brauieren: frz. *braverie*, Kleiderpracht.

Strophe 10 Zibet, auch Bisam, ein Parfum; biffen, frz. *bouffer*, aufbauschen, kräuseln; fauor, ital. *favo*, Honig, zum blondfärben der Haare verwendet.

Strophe 11 mundieret: montieren, ausrüsten.

Strophe 15 Liberey, frz. *livrée*.

Strophe 16 Stirnengfätsch, Pfätsch, Binde, Wickel, ital. *fascia*.

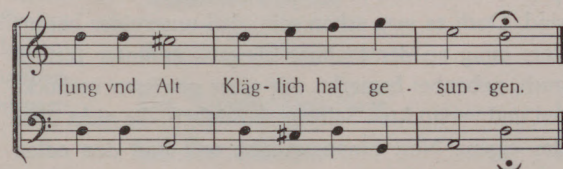
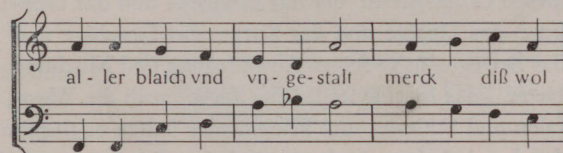
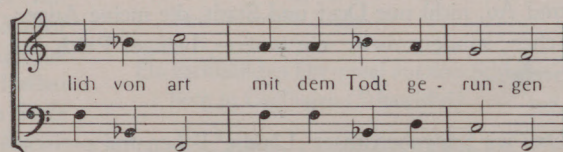
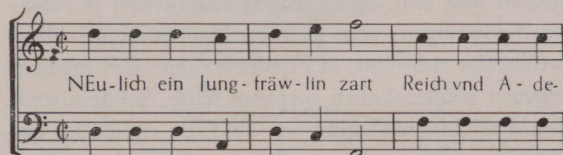
Strophe 17 Bomasin: ein aus Oberitalien stammendes Gewebe; Pyreth: Biret, Barrett, Kopfbedeckung; Fatzineth: Taschentuch, ital. *fazzoletto*.

Strophe 19 rahn: dünn, zerbrechlich.

Strophe 20 sich bochen lassen: seiner spotten lassen.

Strophe 21 alafanz: Betrug.

Strophe 30 in gleicher Weise wie auch Strophe 1 als erste und letzte des Gedichtes nicht wie die übrigen von der Dama selbst gesprochen, sondern diese als Einleitung und Schluß einrahmend.



1
NEulich ein Jungfräwlin zart /
Reich vnd Adelich von art /
mit dem Todt gerungen /
aller blai ch vnd vngestalt /
mercke diß wol Jung vnd Alt /
kläglich hat gesungen.

2
Also recht mein hüpsche Welt
du vnd dein betrüglich Gelt
du vnd dein Zusagen
vil hab ich getrawet dir
wenig hast gehalten mir
last mich jetzt verzagen.

3
Meiner Augen eytler Wuntsch
endert sich in blawen Dunst
gleich ein Regenbogen
was ich auffgeblümbtem Schein
glaubt die pure Warheit seyn
findt sich gantz verlogen.

4
Zaigtest mir groß Berg von Gold
hieltest mich als wärest holdt
Honigsüß mit Worten
heimlich aber lachest mein
do ich mich soll stellen ein
an deß Todesporten.

5
Ewigkeit vnd Himmelreich
dunkte mich der Mährlin gleich
ließ mich nit abwenden
bildte mir thorechtig ein
alle Frewd vnd alle Pein
thüe sich im Todt enden.

6
Wer mich an das Grab gemahnt
Widerwillen bey mir fandt
pfleg ihm selten danken
wolte gern vnsterblich seyn
ob der Himmel were mein
braucht es nit vil zancken.

7
Weh mir in der letsten Noth
daß ich hab verzürnet Gott
durch so vppigs Leben
Muth vnd Sinn stuend auff den Pracht
Tugendt hab ich schlecht geacht
nichts vmb Predig geben.

8
Springen / Dantzen / Vbermuth
liebt ich für das höchste Guth
Prangen / vnd Brauieren
müessig im Lustgarten gehn
frewdig auff der Gassen stehn
hieß kein zeit verlieren.

9
Auffgebutzt trat ich daher
menig lobte mich von fer
fragt wer ich doch were
mancher edler Cauallier
große Lieb g'wan gegen mir
macht ihm s'hertz gar schwere.

10
All mein Gwand / vnnd Leibgezierd
müßte seyn gebalsamiert
in Zibet verbunden
morgen früh das gantze Jahr
thet ich biffen krause Haar
mit fauor vmbwunden.

11
Carmesin vnd Himmelblaw
zog ich auff / als wie ein Pfaw
lächerlich mundieret
mit Anblick / vnnd süßem Gruß
hab ich von dem weg der Bueß
manche Seel entführet.

12
Allamodisch an Geberd
toller als ein Dummelpferdt
ruchtbar aller orten
vil nahm ich mit lächlen ein
wann es nit wol kundte seyn
mit polierten worten.

13
Daß ich gnug möcht scheinbar seyn
warb ich vmb schön Edelg'stein
mich damit zuzieren
mit Peryllen vnd Achat
mit Corallen vnd Agat
war mein Halß ploquieret.

14
Reden auff der Liebe Schrot
war bey mir das täglich Brot
junge Leüth zufeßlen
dann hätt ich ein g'wunnes spil
wann mich jhrer liebten vil
so mein jetzt vergessen.

15
Was sich news von Liberey
sehen ließ / hielt ich für frey
wolt dergleichen kriegen
was nit Landerlyisch war
feindet ich von haut vnd haar
warff mich auß der Wiegen.

16
Obwohl hiesiger Zierath
küeler ist als Maskardt
thet er mir doch gfallen;
Stirnengfätsch / vnd Ohrenb'hendk
Krägen wie die Wechselbändk
liebet ich vor allen.

17
Tertzanell / vnd Bomasin
gienge bey mir obenhin
gegen Legaturen
im Pyreth / vnd Fatzineth
wolt ich haben außgeneht
seydene Figuren.

18
Dises kindisch Affenspiel
hat nun mehr sein end vnd zihl
fangt mir an verlaiden
weil man mich noch dise Stund
scharren wirdt zur Erdengrund
vnd mit Lumppen klaiden.

19
Meine gelbe Locken krauß
sehen alle häßlich auß
ligen auff ein hauffen
Tantzen ficht mich wenig an
schwach vnnd rahn / der Todtenbahn
haißt man mich zulauffen.

20
Edelgstein vnd Seydenband
ficht mich an für Narrentandt
Bisam ist verrochen
Morgen d'Würm im küehlen Grab
nagen meine Beiner ab
lassen sich nit bochen.

21
Ach jhr schöne äuglein mein
wo verliert sich ewer Schein
laidig vbergossen?
ewer Glantz / vnd alafanz,
von deß Todtes Schatten gantz
allgemach wirdt b'schlossen.

22
Meiner Ohren Wunderfitz
g'winnt anjetzt ein tieffen Schlitz
Harpffen vnd psallieren
machet mir verdruß vnd noth
weil mich bald der grimme Todt
wirdt an Rayen führen.

23
Sündenlast / vnd Todtenschwaiß
machet mir im G'wissen haiß
vber alle massen
vnversehens zieh ich hin
blinde Welt / diß ist dein g'winn
vnbekante Strassen.

24
Dessen ich vor aigen war
sperrt mich in ein enge Baar
b'schließt vor mir die Nasen;
an statt aller Freundlichkeit
gibt er mir das letzte Glaith
biß zum grünen Wasen.

25
Die nie kundten ohn mich seyn
bieten mir den Rucken fein
schewen meinen Schatten
schicken mich dem Richter zu
wünschen mir die ewig Rueh
bald gehts an ein lachen.

26
Seelig ist der zehenfach
dem der todt den garauß macht
mitten in der Wiegen
ohne g'fahr schaidt er darvon
stellt sich ein vor Gottes Thron
sigt ohn alles kriegen.

27
Arme Seel wo willt hinauß
Laster machet Gott ein Grauß
sperrt auff die Höllen
gibt er die verdienten Lohn
wirstu laider vbel b'stohn
du vnd deine G'sellen.

28
Ach wär ich im ersten Bad
ohn so große Missenthat
liederlich vertroncken
hundert mahl wärs besser g'weßt
solcher weiß/ als gar zuletzt
ewiglich versuncken.

29
Jetzt fahr ich/ wißt GOtt wie wohl
aller Forcht/ vnd Aengsten voll:
Hüetet euch ihr G'spielen
wollt ihr nit ein solches end
ewer Hertz gen Himmel wendt
dorthin soll man zihlen.

30
Disem Abschied von der Welt
von Liebhabern Guet vnnd Gelt
hat die Dame g'nommen
wer nit will ihr Glaitsmann seyn
stelle bey der Tugendt ein
g'sell sich zu den frommen.

Bilder aus der Vergangenheit der Reichsstadt Isny

Von Immanuel Kammerer

Die Anfänge der Siedlung Isny liegen im Dunkeln. Sie wird verhältnismäßig spät erwähnt. Die Chronik des Klosters Isny, die zum Teil aus verlorengegangener urkundlicher Überlieferung schöpft, berichtet, daß im Jahre 1042 der Grundherr von Isny, Graf Wolfrad von Altshausen, in villa Ysininensi d. h. in seinem Fronhof Isny eine Kirche erbaut und durch den Bischof von Konstanz zu Ehren des Märtyrers Georg und des Apostels Jakobus d. Ä. habe weihen lassen. Aus dieser Nachricht dürfen wir wohl auch den Schluß ziehen, daß zu jener Zeit die Besiedlung der Umgegend von Isny schon weit fortgeschritten war. Die Siedlung Isny selbst wird schwerlich ein größeres Dorf gewesen sein, der gräfliche Fronhof mit Kirche wird nur den Mittelpunkt der benachbarten Einzelsiedlungen gebildet haben.

Viel Kopfzerbrechen verursacht die Erklärung des Ortsnamens Isny. Er geht jedenfalls auf die an ihrem Fuße vorbeifließende Isenach zurück. Gelehrte Spielerei vergangener Zeiten hat den Namen der Stadt von der Göttin Isis abgeleitet. Das römische Kastell draußen vor der Stadt soll einst ein Isistempel gewesen sein, daher rühre auch der Name des nahegelegenen Hofes Bettmauer! Ernsthafter als diese gelehrten Phantasien ist die bisher

vertretene Deutung, die den Namen mit Eisen in Beziehung bringt. Allein auch diese Erklärung, die ja im Hufeisen des Stadtwappens ihren Niederschlag gefunden hat, scheint aus geologischen Gründen höchst unsicher. Ob das Wort Isny nicht keltischen Ursprungs ist wie so manche Flur- und Flußnamen unserer Gegend?

Grundherren der Isnyer Gegend waren die Grafen von Altshausen, die später nach einer neu gegründeten Burg Veringen den Namen Grafen von Veringen angenommen haben.

Die in unmittelbarer Nähe des Klosters gelegene Siedlung Isny durfte sich nachhaltiger Förderung von seiten der Grundherren erfreuen. Sie entschlossen sich zur planmäßigen Anlage einer Marktsiedlung. Nach einer Nachricht der Klosterchronik erwarb Graf Wolfrad von Veringen im Jahre 1171 auf dem Wege des Tausches vom Kloster gewisse Häuser auf dem Markte von Isny mit dem südlich angrenzenden Gelände zum Bau und zur Erweiterung von zu Marktrecht liegenden Häusern. Die Stadt Isny ist also aus einer planmäßig angelegten Marktsiedlung hervorgegangen. Wann dieser Markt geschaffen worden ist, steht nicht fest: die Wahrscheinlichkeit spricht für den Anfang oder die Mitte des 12. Jahrhunderts.

Vielleicht ist damals schon der Ausbau zur befestigten Stadt in Angriff genommen worden, der allerdings erst im 13. Jahrhundert sicher bezeugt ist (1238 ist die Rede von *cives*; 1257 heißt Isny *burgum* oder *civitas*).

Wie der Ausbau der Stadt im einzelnen verlief, vermögen wir nicht festzustellen. Daß planmäßig vorgegangen wurde, zeigt schon ein Blick auf den Stadtgrundriß. Er hat eine ovale Form mit einer Ausbuchtung nach Osten, die das Kloster in sich schließt. Am Schnittpunkt der beiden Hauptstraßen liegt der Marktplatz, der nicht etwa von den Straßen in der Mitte durchschnitten wird, sondern seitlich neben ihnen liegt – eine Anordnung, die sowohl in verkehrstechnischer wie in künstlerischer Hinsicht vortrefflich ist. Bald haben sich zahlreiche Gewerbetreibende niedergelassen; so erwähnen die beiden ältesten Zinsrodel des Klosters um 1250: einen Becherer, der jährlich 100 Becher abzuliefern hatte, einen Gastmeister, einen Hainricus Cerdo (Schuhmacher), eine Nagilerin, einen Lodweber, einen Walther Faber (Schmied), einen Murator (Maurer) und einen Gladiator (Schwertfeger). Dem Schutze des Marktes diente die Ummauerung, zuerst wohl mit Wall und Graben, dann mit einer Mauer. Von den 4 Stadttoren stehen heute nur noch Espan- und Wassertor, während das Lindauer und das Kemptener Tor dem 19. Jahrhundert zum Opfer fielen.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hat die Stadt ihren Herrn gewechselt: sie kam in den Lehens- oder Pfand-Besitz der Truchessen von Waldburg. 1306 sahen sich die verschuldeten Erben der Grafen von Veringen gezwungen, dieses Pfand zu veräußern. Die Periode der Truchseß-Herrschaft leitete für die Stadt eine Zeit der Blüte ein. Besonders bedeutsam war es, daß im Jahre 1281 König Rudolf auf Bitten seines innigsten Vertrauten, des aus Isny stammenden Bischofs Heinrich von Basel, der Stadt die Rechte und Freiheiten der benachbarten Reichsstadt Lindau verlieh.

Aber noch war Isny nur eine Landstadt. Mit einem gewissen Gefühl des Neides mag man in Isny auf das aufblühende selbständige Lindau gesehen und den Wunsch empfunden haben, ihr ebenbürtig zu sein. Die Geldnot des Stadtherren, des Truchessen Otto von Waldburg, sollte bald diesem Wunsch zur Erfüllung helfen. Im Jahre 1365 sah sich dieser gezwungen, die Eigenschaft der Stadt um 9000 Pfund Heller, welche die Stadt aus eigenen Mitteln aufbrachte, an das Reich zu verkaufen, worauf Kaiser Karl IV. sie in die Zahl der Reichsstädte aufnahm. Damit war man freilich nur einen kleinen Schritt dem ersehnten Ziele nahegekommen, denn die wichtigsten Rechte über die Stadt gingen nur theoretisch an das Reich über, das sie in Wirklichkeit dem verkauften Truchessen als Lehen überließ. So verblieben diesem alle Rechte über das Kloster und seine Leute, die Steuer, das Begnadigungsrecht bei Totschlägen und Verwundungen, die Gefälle von den Weinschenken, Bäckern und Metzgern, vom Salzmarkt u. a. Zugunsten der Stadt aber war festgesetzt, daß der größte Teil dieser vorbehaltenen Rechte an sie fallen sollte, wenn Truchseß Otto

kinderlos sterben sollte. Dieser Fall trat ein, als Truchseß Otto, ohne Leibeserben zu hinterlassen, 1386 in der Schlacht von Sempach fiel.

Der aufstrebenden Stadt gelang es in der Folgezeit, eine Reihe von Rechten, die einer Nebenlinie des Hauses Waldburg zustanden, nach und nach an sich zu bringen; die Verleihung weiterer Privilegien von seiten der Kaiser bedeutete einen weiteren Zuwachs an Selbständigkeit. Eines ist der Stadt versagt geblieben, was anderen Städten wie z. B. Wangen gelang, nämlich das Gebiet der Stadt über die kleine städtische Markung hinaus zu vergrößern. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts stand Isny auf der Höhe seines Ansehens und Wohlstandes; die Zahl der Bürger war auf 650 gestiegen, (dem wird eine Einwohnerzahl von ca. 3–4000 Einwohnern entsprechen). Eine rege Bautätigkeit setzte vor allem in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein, wo in der Vorstadt an die 100 Häuser entstanden. 1507 wurde der Stadt das Münzrecht verliehen; eine besondere Auszeichnung wurde der Stadt 7 Jahre später dadurch zuteil, daß sie zu einer der 4 Malstätten des Landgerichts auf der Leutkircher Heide erwählt wurde.

Es war dem so spät zur reichsstädtischen Selbständigkeit emporgestiegenen Isny nicht beschieden, in der politischen Geschichte eine Rolle zu spielen. Dem Bund der Städte, die sich zur Wahrung ihrer Freiheiten und des Landfriedens zusammenschlossen, ist auch Isny alsbald beigetreten. Wie manchenmal sind die Isnyer dem Ruf zu den Waffen gefolgt, wenn es galt, einer bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen, oder einem Raubritter, der die Straßen unsicher machte, das Handwerk zu legen. Auf die Dauer war jedoch der schwerfällige Städtebund dem aufstrebenden Landesfürstentum nicht gewachsen.

Von den Anfängen an lag die Verwaltung der Stadt Isny in den Händen des vom Stadtherrn bestellten Ammans, dem als Gemeindevertretung der aus 6–12 Mitgliedern bestehende Rat zur Seite stand. Mit dem Wachstum der Stadt und mit der Blüte der Gewerbe wuchs begreiflicherweise der Wunsch der Bürger, auch ihrerseits ein Wort in den öffentlichen Angelegenheiten und in der Verwaltung der Stadt mitzureden. Dieses Verlangen ging im Jahre 1381 in Erfüllung: damals erkaufte sich die Stadt das Recht der freien und unbeschränkten Wahl von Bürgermeister, Zunftmeister und Elfern. Fortan lag die Führung in den Händen des Bürgermeisters; die Tätigkeit des Stadtmanns war im wesentlichen auf die gerichtlichen Funktionen und den Vorsitz im Stadtgericht beschränkt. Eine gewichtige Persönlichkeit war auch der Stadtschreiber (später Kanzleiverwalter oder Ratskonsulent genannt). Er war der Leiter der städtischen Kanzlei, meist juristisch vorgebildet. Durch seine Hand liefen die Fäden der städtischen Verwaltung und Politik, so daß oft sein Einfluß den Gang der Dinge wesentlich bestimmt hat.

Die alte städtische Verfassung erfuhr 1552 nach dem bösen Ausgang des Schmalkaldischen Krieges eine einschneidende Veränderung durch das Machtgebot Kaiser

Karls V. Die neue Stadtverfassung, die der Stadt damals auferlegt wurde, entzog der Bürgerschaft als solcher allen Anteil am Stadtreghement und legte dieses in die Hände weniger Männer. An der Spitze standen fortan zwei Bürgermeister, die regelmäßig abwechselten, und drei weitere Männer, die zusammen mit den Bürgermeistern den sogenannten Geheimen Rat bildeten. Neben ihm stand ein kleiner Rat von 15 Mitgliedern, daneben gab es noch einen großen Rat (in Isny Gemeinde genannt), der aber praktisch ohne Bedeutung war, da er nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammentreten sollte. Die alljährlich stattfindende Wahl erfolgte nicht durch die Bürgerschaft, sondern durch ein aus der Mitte des Rates bestelltes Wahlkollegium. Nach der Wahl fand dann der Schwörtag statt. Nach feierlicher Amtsübergabe wurden die Neugewählten vereidigt und noch die sehr umfangreichen städtischen Statuten verlesen, worauf die Bürgerschaft den Eid des Gehorsams leistete. Doch vermeldet die Chronik, daß man doch einmal von der altergebrachten Verlesung aller Statuten abgesehen und sich mit einer summarischen Standrede begnügt habe, weil der hochedle, hochweise, edle und gestrenge Herr Stadtmann damals – *sit venia* – an der Diarrhöe gelitten habe!

Das recht undemokratische Wahlverfahren, von dem vorher die Rede war, hatte die Folge, daß die Wahl fast immer auf dieselben Personen fiel; wer einmal dem Rat angehörte, verblieb tatsächlich in ihm bis an sein Ende oder doch so lange, als es ihm beliebte. Damit war einer recht üblen Vetterleswirtschaft Tür und Tor geöffnet, und es kann uns nicht wundernehmen, daß die damit verbundenen Mißstände immer wieder den Widerspruch der Bürgerschaft herausforderten. Wie verbreitet das Übel war, erhellt aus der Tatsache, daß während des 18. Jahrhunderts in nicht weniger als 30 von 52 Reichsstädten die Bürgerschaft jahrelang Prozesse gegen die Obrigkeit führte. Auch Isny hat damals das traurige Schauspiel innerer Unruhen geboten. Die Bürgerschaft zerfiel in zwei sich befehdende Parteien, die sich gegenseitig mit Spottnamen bedachten. Eine kaiserliche Kommission mußte nach dem Rechten sehen und konnte nach langwierigen Verhandlungen den bösen Streit beilegen.

Der städtischen Gründung der Grafen von Altshausen-Veringen ist trotz der Ungunst der Lage ein bemerkenswerter Aufschwung beschieden gewesen. Wenn wir uns fragen, wie es möglich war, daß gerade im Allgäu auf verhältnismäßig engem Raum so viele wirtschaftlich bedeutungsvolle, ansehnliche und leistungsfähige Städte entstehen und fortbestehen konnten, so hat zu dieser Entwicklung vor allem die in diesem Landstrich blühende Leinenweberei beigetragen.

Schon frühe wird in den geschichtlichen Quellen Oberschwabens die Herstellung von Leinwand erwähnt. Der Anbau des Flachses hat einst der oberschwäbischen Landschaft ihr eigenes Gepräge gegeben. Selbst die Sage hat die Erinnerung daran bewahrt. Mit vergnügtem Schmunkeln erzählt sie uns, wie die sieben Schwaben auf ihrem

abenteuerlichen Zug an den Bodensee ein blühendes Flachsfield für einen See hielten und sich kopfüber in die blauen Fluten stürzten. Auf der Grundlage des Flachsbauwes konnte sich die Weberei entwickeln. Und dieses Gewerbe nährte seinen Mann. Denn von allen gewebten Stoffen ist im Mittelalter bis herein in die Neuzeit keiner so viel gekauft und so vielseitig verwendet worden wie gerade die Leinwand. Sie war lange Zeit das einzige Gewebe, das die breite Masse zu erschwinglichem Preis erstehen konnte. Schon frühe wurde Leinwand über den heimischen Bedarf hinaus erzeugt und ausgeführt.

Ein großer Teil der oberschwäbischen Leinenerzeugung wurde von der um 1380 gegründeten Großen Ravensburger Handelsgesellschaft übernommen. Dieses Unternehmen, das von 1380 bis 1530 bestand, war ein Weltgeschäft, das auswärts zahlreiche „Geliieger“ (Filialen) unterhielt; auf der Pyrenäenhalbinsel in Barcelona, Valencia und Saragossa, auf italienischem Boden in Venedig, Mailand und Genua, auf französischem Boden in Avignon und Lyon, vielleicht auch in Perpignan, weiter in Genf, Brügge (später in Antwerpen), Nürnberg, Wien und vielleicht auch in Breslau, doch bestanden diese Geliieger nicht alle gleichzeitig. Dorthin ging die Ausfuhr Schwabens, vor allem die oberschwäbische Leinwand, deren Erlös dann in Gestalt der begehrten Erzeugnisse der Fremde zurückkehrte: Farbstoffe, Zucker, Korallen, Perlen, Edelsteine, Straußenfedern, Gewürze (vor allem der begehrte Safran) und a. m.

An dieser Gesellschaft waren auch eine Reihe Isnyer beteiligt; die große Gesellschaft mit ihrem ausgebreiteten Netz von Geliiegern konnte viel billiger wirtschaften als eine kleine Familiengesellschaft, oder als ein einzelner, der auf eigene Rechnung Handel trieb. Die aus Isny stammenden Gesellen wurden vor allem in Spanien, dem Hauptabsatzgebiet der Leinwand, in Dienst gestellt. Sie standen den Geliiegern vor, leiteten die Transporte, kauften die Waren ein, beobachteten die Marktlage und standen in regem brieflichen Verkehr mit der Zentrale in Ravensburg.

Eine Reihe bedeutender Gesellen stellte die Familie Wißland (Weißland) der Gesellschaft. Jacob Wißland begegnet uns als erster Vertreter der Gesellschaft in Valencia, die damals dort, wie wir aus Prozeßakten erfahren, die Fabrikation von Rohrzucker betrieb. Daneben gab sich Wißland auf eigene Rechnung mit dem Kleinverkauf ab. Mehr noch, diesem Jakob Wißland gebührt der Ruhm, als erster die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst in Spanien eingeführt zu haben. Das älteste Erzeugnis seiner Presse stammt aus dem Jahre 1474; im Jahre darauf ist Wißland an der Pest gestorben. Sein Bruder und Alleinerbe Philipp hat die Druckertätigkeit, bei der ihm Lambert Palmart als Korrektor und literarischer Beirat diente, noch eine Zeitlang fortgeführt. Er wagte sich sogar noch an die Drucklegung einer katalanischen Bibelübersetzung, die, wie es auf dem Schlußblatt heißt, vom Februar 1476 bis März 1477 gesetzt und gedruckt wurde „a despeses del magni-



Ansicht von Isny. Holzschnitt von Robert Greiß

sich en Philipp Wissland de la vila de Isne de la alta Alemanyà". Um 1477 hat sich Wißland von der Gesellschaft getrennt und ist der neuen Ankenreute-Gesellschaft beigetreten, für die er in Nürnberg und Frankfurt und 1484 wieder in Valencia tätig war. Am 14. Dezember 1485 ist er in Ulm gestorben; noch heute ist im Ulmer Münster sein Totenschild aufgehängt. Dem großen Unternehmen der Ravensburger ist es gegangen wie so manchem anderen: der Unternehmmergeist, der einst das Geschäft zum Blühen gebracht und seinen Aufstieg gefördert hatte, erlahmte. Schon um 1460 machten sich Anzeichen des Niedergangs bemerkbar. Der Reichtum, den der Handel eintrug, ermöglichte den regierenden Herren ein Wohlleben, über dem die alte Tatkraft und der alte Unternehmungsgeist allmählich erlahmten. Als zu Beginn des 16. Jahrhunderts die große Umlagerung auf dem Weltmarkt einsetzte und der Verkehr in den Mittelmeerhäfen zurückging, da konnten sie sich nicht entschließen, in Lissabon, dem Hauptmarkt für den Verkehr mit Amerika und Ostindien, sich niederzulassen, oder gar wie die Welser mit eigenen Schiffen die Waren von ihrem Ursprungsland hereinzuholen. Kein Wunder, daß sie bald von den aufstrebenden und rührigen Fuggern und Welsern überflügelt wurden, die daneben auch sich dem Bankgeschäft widmeten. Absplitterungen, die dem Unternehmen viel Kapital entzogen, trugen das ihre dazu bei, den Niedergang herbeizuführen. Er begann mit dem Rückgang des Geschäftes in Frankreich; die Gelieger in Spanien wurden nacheinander geschlossen und zuletzt auch in Italien aufgegeben. Am 28. Januar 1527 starb der Führer Hans Hinderofen, die letzte starke Stütze der Gesellschaft. Schon drei Jahre darauf wird die Gesellschaft nicht mehr genannt – eine der größten und eigenartigsten Gesellschaften hatte aufgehört zu bestehen.

Ihrem blühenden Leinengewerbe, ihrem weltweiten Handel hatte es die Stadt vor allem zu verdanken, daß sie im 14. und 15. Jahrhundert einen nicht mehr erreichten Wohlstand erreichte. Dieser Wohlstand spiegelt sich – um nur eines herauszugreifen – im kirchlichen Leben der Stadt deutlich wieder. Am Marktplatz stand ein

stattliches Spital mit einer Kapelle, das sich zahlreicher Zuwendungen erfreuen durfte. In die Pfarrkirche wurden eine Reihe wohldotierter Altarpfründen gestiftet, wie auch frommer Stiftungseifer manches zur Verschönerung der Kirche und zur Bereicherung des Gottesdienstes beitrug. Die Pfarrkirche wurde durch den Anbau eines Chores vergrößert, der Turm ausgebaut und mit einem stattlichen Geläute besetzt, die Sakristei neu gebaut und über ihr die Bibliothek errichtet. Im Kirchhof stand die Ölbergkapelle mit Beinhaus. Vor den Toren der Stadt standen zahlreiche Gebäude zur Aufnahme der sich vermehrenden Bevölkerung.

Gegen den Widerstand des Abtes, dem die Besetzung der Pfarrstelle zustand, vermochte die Stadt die Einführung der Reformation im Jahre 1531 durchzusetzen. Der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse kam es sehr zustatten, daß der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer im Jahre 1532 ein halbes Jahr in den Mauern der Stadt weilte und der Gemeinde mit seinem Rat diente. In dem wohlhabenden Kauf- und Handelsherrn Peter Buffler fand er einen Helfer, der freigebig und tatkräftig seine Pläne förderte. Buffler gab mit seinem Bruder Jos die Mittel für die 1534 errichtete Schulstiftung, die begabten Söhne der Städte Isny, Lindau, Konstanz und Biberach den Weg zur Hochschule bahnte. Auch wissenschaftliche Bestrebungen fanden in Buffler einen Förderer. Dem in Isny wirkenden Prediger Paul Fagius, einem Kenner der hebräischen und chaldäischen Sprache, ermöglichte er durch reiche Zuwendungen die Einrichtung einer hebräischen Druckerei in unserer Stadt, die etwa vier Jahre Bestand hatte und unter Mithilfe des berühmten, aus Venedig herbeigerufenen Sprachgelehrten Elias Levita eine Anzahl hebräischer Drucke herausbrachte. Nach der Katastrophe des Schmalkaldischen Krieges, welche der Stadt große Lasten aufbürdete, verlief das Leben in Isny in ruhigeren Bahnen, abgesehen von den Unruhen in der Weberschaft.

Als der große Krieg ausbrach, der durch 30 Jahre Deutschland verheeren sollte, hatte die Stadt Isny den Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Entwicklung schon überschritten. Die Katastrophe des Krieges sollte den

unaufhaltsamen Niedergang beschleunigen. Das Vorspiel des Krieges war schlimm genug. Wenn auch die Kämpfe in den ersten Jahren nicht in unserer Heimat ausgetragen wurden, so lastete doch der Krieg hart auf der Bevölkerung. Die unaufhörlichen Truppendurchzüge erforderten große Opfer. Die Not wurde gesteigert durch eine allgemeine Münzverschlechterung, die sogenannte Kipper- und Wipperzeit, die eine böse Teuerung nach sich zog. Dazu kam die Pest, die Hunderte weggraffte. Es hat der Stadt so wenig wie anderen geholfen, daß sie sich den beiden sich befehlenden Bündeln, der katholischen Liga und der evangelischen Union ferngehalten hat. Die Soldaten jener Zeit, ob Kaiserliche, ob Schweden, haben sich nicht darum gekümmert und sich auch in befreundeten Gegenden so benommen, als ob sie in Feindesland stünden.

Die Schrecken des Krieges sollte Isny in ihrer ganzen Furchtbarkeit im Jahre 1631 zu spüren bekommen. In den Nachmittagsstunden des 5. September, kurz nachdem eine in Isny einquartierte kaiserliche Kompagnie abgezogen war, brach in der Nähe des Kornhauses im Hause der Bäckerei David Mayerhofer ein Brand aus, der so rasch um sich griff, daß alle Gegenwehr vergeblich war; binnen weniger Stunden sank der größte Teil der Stadt in Schutt und Asche.

Aber man hat in Isny die Hände nicht untätig in den Schoß sinken lassen, sondern ist unverdrossen an den Wiederaufbau gegangen. Schon im Jahre 1636 wagte man sich an die Wiederherstellung der St. Nikolauskirche (deren Chor nebst Sakristei und Bibliothek unversehrt geblieben war). Arm und reich hat damals sein Scherflein zum Wiederaufbau beigetragen, manches Stück der inneren Einrichtung ist gestiftet worden.

Der schwergeprüften Stadt ist auch nach diesem herben Schicksalsschlag all der Jammer, den der entsetzliche Krieg mit sich brachte, nicht erspart geblieben. Die unaufhörlichen Truppendurchzüge und Kontributionen bürdeten ihr schwere Lasten auf, Seuchen rafften Tausende dahin, Handel und Wandel stockten. Noch einmal, ehe das blutige Ringen zu Ende ging, sollte die Stadt einen Schreckenstag ohnegleichen erleben. In den Morgenstunden des 13. November 1646 drangen schwedische Truppen überraschend in die Stadt ein; „die Bürger und Mannspersonen wurden starkh rantioniert, etwelche ibel geschlagen und tractiert und niemand verschont, er sey gleich gewesen wer er wölle, hat es gehaißen: Gib hin, was du hast oder spalt dir den Kopf.“

Kein Wunder, daß viele damals der verheerten Stadt den Rücken kehrten und anderwärts Zuflucht suchten! Als am 26. November 1648 die Glocken der Stadt das Friedensfest einläuteten und in der Pfarrkirche die Gemeinde vor Gott einen Dank- und Gebets-Altar aufrichtete, da war aus der vor dem Kriege so blühenden Stadt mit ihrer fleißigen und wohlhabenden Bevölkerung ein armes aus tausend Wunden blutendes Gemeinwesen geworden. Es hat zäher und harter Arbeit bedurft, bis die Stadt allmählich wieder aus Schutt und Asche erstand.

Das 18. Jahrhundert war eine Zeit der geringen Dinge. Es ist, als ob das frisch pulsierende Leben von einst erstarrt sei, als ob Jammer und Not der vergangenen Kriegszeiten und die Last von Schulden, die sie hinterlassen hatte, alle Tatkraft gelähmt habe. Es ist ein wenig erfreuliches Bild, das die Akten aus dieser Zeit entrollen: Handel und Wandel stockten, Brandkatastrophen suchten die Stadt wiederholt heim (1721, 1727, 1737 und 1759), und was noch schlimmer war, die Schulden der Stadt stiegen so beängstigend, daß die Stadt ihren Verpflichtungen gegen das Reich und den Schwäbischen Kreis nimmer nachkommen konnte – die Schulden betrugen um 1773 nicht weniger denn 77 000 Gulden; in den Zinszahlungen war man mit 76 000 Gulden im Rückstand. Der Stadt blieb nichts anderes übrig als dem Schwäbischen Kreis ihre Not zu klagen. Dieser entsandte in der Person des Hofrats Tritschler einen Sparkommissar, der die Finanzgebarung der Stadt einer sehr gründlichen Untersuchung unterzog. Sie führte zu sehr einschneidenden Maßnahmen, die manchen althergebrachten Zopf abschnitten und eine Reihe wohlthätiger Verfügungen mit sich brachten. Die Umstellung ist den damaligen Stadtvätern nicht leicht gefallen, obwohl Kaiser Joseph II. die Sanierung der städtischen Finanzen durch ein im Jahre 1777 erteiltes 10jähriges Moratorium wesentlich erleichterte. Die wohlthätigen Folgen blieben nicht aus; der städtische Haushalt kam langsam wieder in Ordnung und man durfte hoffen, die drückenden Schulden nach und nach los zu werden.

Doch aufs neue bekam die Stadt Kriegsnot und Kriegslast zu verspüren, als im Jahre 1796 die Heere der französischen Republik gegen Österreich vordrangen. Am 7. August 1796 rückte eine Abteilung des aus französischen Emigranten bestehenden Freikorps Vendée, das auf österreichischer Seite mitfocht, in die Stadt ein, zog aber wenige Tage ohne Abschied und Zahlung ab. Ihnen folgten Truppen des französischen Revolutionsheeres. Das Kloster hatte die Ehre, den Kommandierenden General Tharreau zu Gast zu haben. Nach der Mittagstafel, bei der das Kloster mit dem Besten aufwartete, was Küche und Keller vermochten, ließ man dem Prior und der inzwischen eingetroffenen städtischen Deputation „durch Seitenwege beibringen, daß man den Herrn General bei seiner ersten Erscheinung aller Orten zu beschenken pflege“. Nun das war deutlich genug! Mit einem verständigen Seufzer meldet das Tagebuch des Klosteroberamtmanns: „Mit 181 Luisdor war das Angedenken gemeinschaftlich bezahlt, den republikanischen Herrn General Tharreau in der Stadt Isny gesehen und im Kloster bewirtet zu haben“.

Aber schon nach wenigen Wochen zwang das Herannahen österreichischer Truppen die ungebetenen Gäste zum Abzug. Am 19. September 1796 kam es bei Isnyberg zu einem Gefecht. Nach längerer Kanonade mußten sich die Franzosen rasch zurückziehen, da ihnen über Gründels eine österreichische Truppenabteilung in den Rücken kam. Ein Isnyer namens Marx Locher hatte ihnen einen

Weg durch das Bodemer Holz gewiesen. Das Kommando verfehlte es nicht, an allerhöchster Stelle das Verdienst Lohers zu melden, das Kaiser Franz II. durch Verleihung einer großen goldenen Medaille belohnte.

Nur kurz sollte die Ruhe währen. Vier Jahre später, am 12. Mai 1800, rückten aufs neue französische Truppen in Isny ein. Wieder galt es, den mannigfachen Kontributionen gerecht zu werden, die der Stadt und dem Kloster auferlegt wurden. Dazu wütete im Lande die Viehseuche. Um die Stille und den Frieden des Klosters war es nun geschehen. Die sonst so streng geübte Klausur konnte nicht mehr aufrechterhalten bleiben. Mit Bestürzung erfuhr der in Salzburg weilende Abt Rupert, daß ausgerechnet in seinem Wohnzimmer eine Wöchnerin Quartier genommen hatte. Aber er weiß sich mit einem gewissen Humor auch mit dieser in den Annalen des Klosters einzigartigen Begebenheit abzufinden: „Glück zu der Frau Dumas, deren Entbindung ich in einem anderen Zimmer lieber gesehen hätte, und noch mehr Glück auf eine hoffentlich baldige Abreise mit ihrem Kinde“.

Am 17. April 1801 verließ die französische Besatzung die Stadt. Unter schweren Opfern war der Friede erkaufte worden; er sollte das Ende der Reichsstadt heraufführen! Der Sieger war nicht gewillt, den Landgewinn auf linksrheinischem Boden aus der Hand zu lassen. In geheimen Abmachungen wurde den Fürsten, Grafen und Herren, die auf linksrheinischem Boden Verluste erlitten hatten, Entschädigung auf rechtsrheinischem Gebiete zugestanden. Damit war das Schicksal der geistlichen Gebiete und der Reichsstädte besiegelt. Wohl hat es an Versuchen dieser Klöster und Städte nicht gefehlt, das Verhängnis in letzter Stunde abzuwenden, doch vergeblich. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hat die politische Karte Deutschlands gewaltig verändert; es verschwanden mit einem Schlage die unzähligen kleinen und kleinsten Herrschaftsgebiete, die aufgesogen wurden von den sich neubildenden und sich vergrößernden Königreichen, Fürstentümern und Grafschaften.

Wie stand es mit der Lebensfähigkeit dieser kleinen und kleinsten Territorien? Das Urteil wird nicht eindeutig sein können. Es wird anders lauten, ob man die kleinen Welten betrachtet mit dem Herzen des sich behaglich und glücklich fühlenden Untertanen und des Liebhabers bodenständiger, in sich selbst ruhender Kunst und Kultur oder mit den Augen des Staatsmanns und Militärs, der die kommende staatliche und politische Entwicklung voraussieht und vorausberechnet. Vom politischen und militärischen Standpunkt mußte die Eingliederung dieser Gebiete in ein größeres staatliches Ganzes als eine der dringlichsten Forderungen erscheinen; ohne sie gab es keine gedeihliche Weiterentwicklung der deutschen politischen Verhältnisse.

Im Jahre 1803 schlug die letzte Stunde der Reichsstadt und des Klosters Isny. Ursprünglich sollten beide der Gräfin Sternberg als Entschädigung für die verlorene Grafschaft Manderscheid zufallen, aber diese Entscheidung wurde umgestoßen und bestimmt, daß Abtei und

Stadt Isny dem Grafen Otto von Quadt-Wyckradt als Entschädigung für seine verlorenen Herrschaften Wyckradt und Schwaneberg zufallen sollten. Ende Februar 1803 fand die feierliche Inbesitznahme durch einen Kommissar statt und wenig Tage darauf durfte die Stadt Isny ihren neuen Herrn feierlich begrüßen. Der Isnyer Chronist Weberbeck hat uns eine gemütvoll breite Schilderung der Einzugsfeierlichkeiten hinterlassen. Aber eines verrät er uns nicht, nämlich die Gefühle, mit denen man in Isny diesen Umschwung aufnahm. Wir vernehmen wenigstens aus den Akten nichts davon, daß der Rat wie in Lindau „das so schädliche Rasonieren über politische Gegenstände“ verbieten mußte. Man hat wohl auch in Isny wie anderwärts sich mit diesen Umwälzungen abgefunden, froh darüber, daß wenigstens das Kriegswesen ein Ende hatte, und sich der Hoffnung hingeeben, daß der Friede die schweren Wunden der Kriegszeit heilen würde.

Der neuen Grafschaft Isny war nur ein kurzer Bestand beschieden. Fast wäre Isny 1805 bayerisch geworden. Bayern, das damals auf seiten Napoleons gegen Österreich stand, hatte nämlich erfahren, daß Graf Otto mit Österreich Verhandlungen über den Verkauf oder Tausch seiner Herrschaft Isny angeknüpft hatte, die sich aber in der Folge zerschlugen. Bayern, das über den Stand der Dinge nur unvollkommen unterrichtet war, glaubte das vermeintlich österreichische Isny mit demselben Rechte wie andere österreichische Besitzungen in unserem Landstrich besetzen zu können. Am 23. Dezember 1805 erschien eine halbe Kompanie bayerischer Infanterie in Isny und zwei Tage später traf noch ein bayerischer Landeskommisär ein, um die Stadt für Bayern in Besitz zu nehmen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen mußte er sich dahin belehren lassen, daß die Verhandlungen mit Österreich schon längst abgebrochen seien, daß er und die bayerischen Truppen also in Isny nichts zu suchen hätten.

Noch einmal sollte die politische Karte Oberschwabens umgezeichnet werden. Der Zusammenschluß der süddeutschen Staaten zum Rheinbund unter Napoleons Protektorat führte das Ende des alten deutschen Reiches herauf und hatte eine abermalige Vergrößerung der Gebiete Bayerns und Württembergs zur Folge. Alle bisher reichsunmittelbaren Gebiete wurden mediatisiert, d. h. der bayerischen und württembergischen Landeshoheit unterworfen. So bekam Württemberg z. B. die Souveränität über den gesamten Besitz der drei Linien des Hauses Waldburg, über die Grafschaft Eglofs des Fürsten von Windischgrätz, über das 1803 von den Fürsten von Dietrichstein erworbene Neuravensburg und die Grafschaft Isny. Am 22. Oktober 1806 fand auf dem Isnyer Rathaus die feierliche Erbhuldigung in Anwesenheit des württembergischen Kommissars statt. Nun bekam man in Isny die Segnungen des württembergischen Schreiberraates zu verspüren in Form von unzähligen Verordnungen, Anfragen, Ersuchen um Berichterstattung und – in einer Rekrutenaushebung!

1455—1955

Ein Gedenkjahr der Kirche zu Ebhausen

Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

Mit 6 Aufnahmen des Verfassers

Der alte Kirchturm

Der am meisten benutzte Eingang zur Kirche von Ebhausen führt durch den Kirchturm (Abb. 1). Wohl nur wenige Kirchenbesucher beachten die rechter Hand in die weißverputzte Mauer eingemeißelte Jahreszahl mit ihren altertümlichen Ziffern. Nichts weiter als „1455“ steht da zu lesen (Abb. 2). Eine Jahreszahl, wie viele andere auch, und doch vermag sie uns viel zu sagen. In diesem Jahre hatten nämlich die Ebhauser an ihrer Kirche so gewichtige Veränderungen vorgenommen, daß sie es für wert hielten, die Erinnerung daran mit der Jahreszahl 1455 auch für die künftigen Geschlechter festzuhalten. Aus noch überlieferten Urkunden kann geschlossen werden, daß durch eine wahrscheinlich um diese Zeit den Ort heimsuchende Feuersbrunst die Kirche stark gelitten hatte¹. Eine gründliche Instandsetzung des Kirchengebäudes war notwendig geworden, und an diese Erneuerung nun erinnert die Jahreszahl 1455. Da aber in den Jahren 1860–1862 das bisherige Kirchengebäude, weil es die wachsende Zahl der Gemeindeglieder nicht mehr zu fassen vermochte, abgerissen und an seiner Stelle ein neues, größeres erstellt wurde, kann heute nur noch der wuchtige Kirchturm selbst von ältesten Zeiten künden. Sein starkes Mauerwerk zeugt in einigen Teilen davon, daß die älteste Ebhauser Kirche noch im romanischen Stil² (Romanik 750–1250) erbaut wurde. Deutliche Spuren im Innern des viereckigen Westturmes, so die Ansätze eines gotischen Spitzbogengewölbes (Gotik 1235–1525), weisen darauf hin, daß es sich bei dieser Kirche unter Umständen um eine Chorturmkirche handeln könnte, bei der sich einst der Turm über einem Chor erhob. Wie viele Kirchen unseres Landes, ja wie vielleicht überhaupt alle alten Dorfkirchen, kann auch die Ebhauser Kirche zu den befestigten Dorfkirchen gezählt werden. Mit Ausnahme der als Schallöffnungen dienenden obersten neugotischen Spitzbogenfenster zeigen die übrigen Stockwerke des Turmes schießchartenähnliche Öffnungen³. Ursprünglich war auch der Begräbnisplatz, der Kirchhof, rings um die Kirche gelegen und von einer hohen Mauer umschlossen, von der heute auf der Nordseite noch Reste zu sehen sind. An der Innenseite der

Kirchhofsmauer befanden sich aus Holz errichtete Schuppen, in denen die Bewohner des Ortes in Zeiten der Not und Bedrängnis ihre wertvollste Habe, Vieh und Erntevorräte unterbringen konnten, bis die Gefahr vorüber war. Im äußersten Notfall konnte eine solche befestigte Kirche auch verteidigt werden.

Drei alte Grabplatten

Nun ist die Jahreszahl 1455 am Eingang des Kirchturms nicht der einzige Zeuge für die Geschichte der Ebhauser Kirche. Das gegenüber der Jahreszahl befindliche württembergische Wappen mit den drei Hirschhörnern ist sicher erst ziemlich später angebracht worden, nicht schon um 1440, als Ebhausen und Wöllhausen zu Württemberg kamen. Als aber 1860 das alte Kirchengebäude abgetragen wurde, entfernte man von dem Platz vor dem Altar, welcher, wie auch sonst üblich, als letzte Ruhestätte für verstorbene Geistliche, Kirchherren und sonstige angesehene Persönlichkeiten diente, drei große Grabplatten und stellte sie außen an der Süd- und an der Nordseite des alten Turmes auf. Die Grabplatte rechts neben dem Eingang trägt keinen Namen und keine Jahreszahl, sie sind verwittert und abgeschliffen (Abb. 3). Hier müssen wir uns an die auf der Grabplatte eingegrabenen Zeichnungen halten. Da ist ein Meßbuch mit Metallbeschlägen dargestellt, darüber ein Abendmahlskelch mit der darinliegenden Hostie. Damit ist eindeutig ausgesagt, daß es sich in diesem Fall um den Grabstein für einen Geistlichen aus der vorreformatorischen Zeit handelt. Ein Vergleich mit ähnlichen Grabsteinen in anderen Orten läßt den Schluß zu, daß er in die Zeit des 15. Jahrhunderts anzusetzen ist. Das rechts neben der erwähnten Zeichnung angebrachte Gebilde ist die Darstellung einer Backschaufel (Schießer), wie sie zum Beispiel auch auf einem bei der katholischen Kirche in Nagold stehenden alten Steinkreuz (Sühnekreuz) zu sehen ist. Meist deutet solch ein Zeichen den Beruf des Betroffenen an. Bei unserer Grabplatte handelt es sich aber nicht um die Bezeichnung des Berufs, denn der ist ja durch Meßbuch und Kelch eindeutig ausgewiesen. Die Backschaufel ist hier ein Sinnbild für den Familiennamen des verstorbenen Geistlichen, der

demnach „Beck“ oder „Brodbeck“ geheißen haben mag.

An der Nordwand des Turmes stehen zwei weitere Grabplatten, leider hier besonders stark der Verwitterung ausgesetzt. Bei der einen ist die Inschrift zum Teil durch Verwitterung und pietätlose Behandlung unleserlich geworden, doch kann man immerhin noch deutlich erkennen: „Anno dm MCCCCLI . . . sancti michabelis tercia die obiit Johannes . . . tetus in ebhusen cuius aia requiescat in pace“, das heißt: „Im Jahre des Herrn 1451 starb am Vorabend von St. Michael Johannes . . . in Ebhausen, dessen Seele in Frieden ruhe.“ Diese Grabplatte wurde früher als die eines Geistlichen Johannes bezeichnet⁴. Aber der Wortrest „... tetus“ in der Inschrift läßt sich am ehesten zu „scultetus“ (= Schultheiß) ergänzen. Demnach handelt es sich hier um die Grabplatte eines Ebhauser Schulheißes Johannes, der im Jahre 1451 starb und vor dem Altar beigesetzt wurde. Die dritte Grabplatte führt um nahezu ein Jahrhundert weiter zurück. Auf ihr wird ein erhabener aus dem Stein gearbeitetes Lilienkreuz umrahmt von der in gotischen Majuskeln ausgeführten Inschrift: ANNO MCCCLXV. OB. KATHERINA. DE. HORNBERG. XVI. KALENDAE. OCTOBRIS.“ Wir entnehmen dieser Inschrift, daß am 16. Sept 1365 eine Katharina von Hornberg starb und vor dem Altar bestattet wurde⁵. Bei ihr handelt es sich um eine Verwandte der Vögte von Wöllhausen, deren sicher nur kleine Burg einst am Stuhlberg stand, vermutlich an dem Talvorsprung auf dem heute am Heiligen Abend die Ebhauser Jugend den schönen Brauch des Fackelns ausübt. Zur Zeit des Landbuchs von 1623 war die Burg schon nicht mehr vorhanden, denn es wird da von einem „allerdings ganz abgegangenen Burgstall“ (= kleine Burg, Stelle einer Burg) gesprochen⁶. Neben der eigentlichen Pfarrpfründe bestanden in vorreformatorischer Zeit in Ebhausen noch zwei Pfründe zu St. Nikolaus und zu St. Katharina. Der Ehrenplatz, den die sterblichen Überreste jener Katharina von Hornberg vor dem Altar erhielten, läßt mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß sie die Stifterin der Katharinenpfründe war. In Ebhausen saß zu jener Zeit auf dem „Mannlehen“ (= ein nur in männlicher Linie vererbbares Lehengut) gegenüber dem Kirchturm das Geschlecht der „Wetzel von Ebhausen“, erstmals 1285 in Rohrdorf und 1312 in Ebhausen genannt, von dem 1532 das Mannlehen an die Lodholz von Holzbronn überging.

Ebhausen erstmals 1275 genannt

Unser alter Kirchturm trägt aber noch eine weitere



1. Kirchturm mit Eingang

Inschrift, die, wenn sie nicht gar so unleserlich geworden wäre, Jahr und Tag eines Um- oder Neubaus künden würde. In der Stirnwand des Turmes ist links oben an der Ecke außen ein Stein eingefügt (Abb. 4), auf dem man in gotischen Minuskeln lesen kann: „est structura incepta ao domini millesimo . . . imo“, das heißt: Der Bau wurde begonnen im Jahre des Herrn Tausend . . .“. Die spärlichen Buchstabenreste zwischen „millesimo“ und „... imo“ könnten, zusammen mit dem ganzen Schriftcharakter auf 1401, 1407 oder 1430 führen. Daraus könnte man sogar unter Umständen folgern, daß, an Stelle eines älteren Kirchengebäudes, in jenen Jahren ein neues begonnen und 1455 vollendet wurde. Die Kirche an sich aber ist ganz wesentlich älter. Allein die erkennbaren romanischen Baureste beweisen das. Und die Tatsache, daß die Grafen von Hohenberg, die damaligen Landesherren, den Kirchensatz (= Recht, die Pfarrstelle zu besetzen) zu Ebhausen bereits 1305 an das Kloster Kniebis und 1318 an den Johanniterorden im benachbarten Rohrdorf gaben, zeigt, daß die Ebhauser Kirche noch weit vor dem 14. Jahrhundert entstand. Und es gibt dafür noch mehr Beweise. Die Pfarrei Ebhausen zählte zu den Urfarreien und war die bei weitem größte des Nagolder Bezirks. Ihr



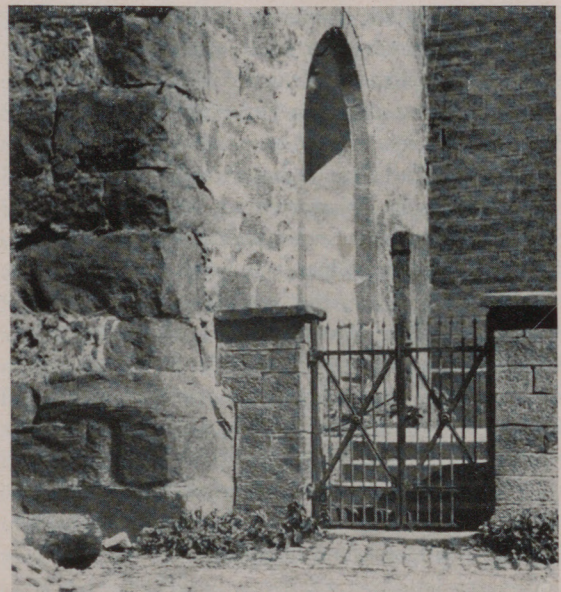
2. Die eingemeißelte Jahreszahl 1455

ungemein großer Sprengel umfaßte im 13. Jahrhundert die heutigen Pfarrbezirke Rohrdorf, Berneck, Pfrondorf (daher der alte „Totenweg“ von dort nach Ebhausen), Gaugenwald, Ebershardt, Wart, Martinsmoos, Zwerenberg, Hornberg, Neuweiler, Bergorte und Enzklösterle, wieweil letzteres 1323 von den miteinander verwandten Vögten von Wöllhausen und Ritters von Berneck und von Vogtsberg gestiftet wurde.

Doch können wir in der Geschichte der Ebhauser Kirche noch weiter zurückgehen. In einer Urkunde vom 1. Dezember 1295 erscheint als Zeuge der Beurkundung ein „C. der Kilcherre von Ebehusen und sine suone“, also ein nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens genannter Kirchherr, der den Kirchensatz zu Ebhausen besaß. Ferner finden wir in einer Urkunde vom 20. Mai 1286 unter den Urkundzeugen einen „H.“, der als „viceplebanus (= Leutpriester) in Ebehusen“ bezeichnet wird, welcher damit der älteste urkundlich bekannte Ebhauser Geistliche ist⁷. Schließlich wird im Liber decimationis (= Verzeichnis der Pfarrstellen)⁸ des Bistums Konstanz vom Jahre 1275 die Kirche zu Ebhausen überhaupt erstmals erwähnt, während Wöllhausen, das immer zu Ebhausen gehörte, 1245 erstmals genannt wird. In diesem Liber decimationis erscheint als Pfründeninhaber von Ebhausen ein Burkhard von Hoewen (Hohenhöwen im Hegau)⁹. So führen alle diese Nachweise darauf, daß die Pfarrei Ebhausen bereits im 13. Jahrhundert von großer Bedeutung war und schon aus diesem Grunde eine stattliche Kirche haben mußte. Sie gehörte zum Kapitel Tailfingen (Herrenberg) des Archidiakonats „ante nemus sive nigrae silvae“ (= vor dem Schwarzwald) im Bistum Konstanz.

Die älteste Glocke in Württemberg

Als ein weiterer gewichtiger Zeuge für die Geschichte der Ebhauser Kirche ist auch die über manche ernste Gefährdung hin glücklich erhaltene älteste Glocke droben im Turm anzusprechen. Diese Glocke trägt am oberen Kranz der Haube in ungefügten, teils aus der Reihe gerutschten, teils verkehrt gesetzten gotischen Majuskeln, sogenannten Unzialbuchstaben, die Namen der vier Evangelisten „S. LUCAS, S. MARCUS, S. JOHANNES, S. MATEUS“ und darunter: „MICH GOSE GECEPHRIT VON TRODELVINGEN“, eine Bekundung des Glockengießers also: „Mich goß Götzfried von Trochtelfingen“. Die altertümliche Glockenform, sowie der Schriftcharakter und andere Merkmale verweisen diese Glocke trotz dem Fehlen einer Jahreszahl ganz eindeutig in die Zeit zwischen 1230 und 1250. Es ist merkwürdig, daß in einer Aufzählung der ältesten Glocken und Glockengießer Württembergs unsere Ebhauser Glocke nicht genannt wird, wohl, weil sie keine Jahreszahl trägt. Dort wird als älteste erhaltene Glocke Württembergs die von Bühlertann bei Ellwangen aus dem Jahre 1276 angeführt und als ältester bekannter Glockengießer ein Meister Hein in Tübingen im Jahre 1306¹⁰. Die Ebhauser Glocke aber darf mit gutem Recht ihre Stimme als die in Württemberg älteste noch vorhandene und in Gebrauch befindliche Kirchenglocke erheben. Ob sie aber in der Mitte des 13. Jahrhunderts eigens für die Ebhauser Kirche ge-



3. Der Eingang zum Kirchturm mit der unbeschrifteten Grabplatte

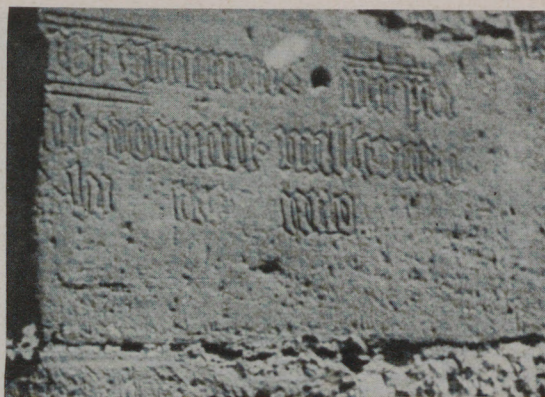
gossen wurde, das läßt sich heute nicht mehr sagen. Es ist durchaus möglich, daß sie erst im Laufe der Zeiten, vielleicht nach einer Beschädigung oder Zerstörung der Kirche, wie das mehrmals der Fall war, von einem anderen Ort oder einem eingegangenen Kloster nach Ebhausen gebracht wurde, um eine verlorengegangene Glocke zu ersetzen. Trotz eingehender Nachforschungen in allen Orten, auf die sich die Angabe „von Trodelvingen“ beziehen könnte, ist bis heute der Glockengießer Götzfried von Trochtelfingen ein zweites Mal nicht festzustellen. Zweifellos ist aber das hohenzollerische Trochtelfingen gemeint. So nennt auch unsere älteste Glocke einmalig den ältesten Glockengießer in Württemberg.

Weitere Glockenschicksale

Kann die älteste Glocke der Ebhauser Kirche nunmehr das ehrwürdige Alter von rund 700 Jahren aufweisen – sie ist wohl lange Zeit hindurch die einzige auf dem Glockenturm gewesen –, so haben die anderen und jüngeren Glocken ein wechselvolles Schicksal erlebt. Zuerst erfahren wir 1712, daß eine Glocke gesprungen war und umgegossen werden mußte. Schon im folgenden Jahr wünscht sich die Gemeinde eine neue Glocke, zu der ihr die vom „Keller“ (= Amtmann) zu Wildberg erbetene geldliche Beihilfe wegen der damaligen großen Kriegslasten (Spanischer Erbfolgekrieg 1701–1714, in dem das Herzogtum Württemberg ein Truppenkontingent einsetzte) zunächst verweigert wurde. Doch 1714 ist die neue Glocke da, an der durch einen Fehler des Glockengießers bereits im nächsten Jahre ein Schaden entstand, weswegen die Gemeinde an der noch nicht bezahlten Rechnung einen entsprechenden Betrag abzog. Offenbar hat man aber mit der umgegossenen und mit der neuen Glocke auch fernerhin kein Glück gehabt. Nach einer Inschrift auf einer im zweiten Weltkrieg abgelieferten Glocke wurden 1788 gleich zwei neue Glocken angeschafft. Diese Inschrift lautete nämlich:

„Gott geb, daß ich nicht mehr zerspring
viel Zeit und Jahr durchdringend kling.
Sobald wir drey vereint kling
soll die Gemeinde zur Kirche dringen.
Ich und meine Schwester dort,
die da ist an jenem Ort
Sind von Neuberts Feuer geflossen
beide auf einmal gegossen
in Ludwigsburg anno 1788.“

Aus der Anfangszeile dieses Gedichts geht hervor, daß die Ebhauser mit dem Zerspringen von Glocken einige böse Erfahrung hatten. Das anspruchslose Ge-

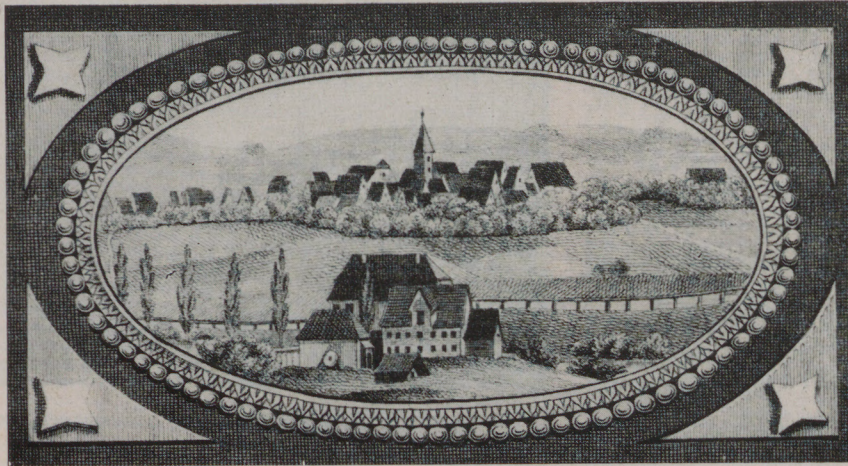


4. Die lateinische Bauinschrift an der Außenmauer des Kirchturms

dicht hat vielleicht der von 1777 bis 1796 in Ebhausen amtierende Pfarrer Johann Friedrich Canstetter verfaßt¹¹. Eine der beiden Glocken von 1788 hatte ebenfalls keine lange Lebensdauer, denn die Oberamtsbeschreibung Nagold von 1862 berichtet, daß damals auf dem Ebhauser Kirchturm drei Glocken hingen, von denen die älteste, die aus dem 13. Jahrhundert, auch die größte war. Neben dieser befand sich als mittlere eine von 1788, also die, welche bis zum zweiten Weltkrieg hier hing, und als kleinste eine 1856 von Heinrich Kurtz in Stuttgart gegessene Glocke. Diese Glocke von 1856 fiel bereits dem großen Glockensterben des ersten Weltkriegs zum Opfer. An ihre Stelle trat am 30. Dezember 1924 eine neue Glocke mit der Inschrift:

„Jesus Christus gestern und heute und
derselbe in Ewigkeit.
Gegossen ward ich in schwerer Zeit,
um die gefallenen Helden trag ich Leid.
Ebhausen, Weihnachten 1924.“

Auch diese Glocke wurde nicht alt. Sie mußte mit der von 1788 noch übriggebliebenen im zweiten Weltkrieg abgeliefert werden. Und so rief, wie einst in ältesten Zeiten, lange Jahre hindurch die ehrwürdige Glocke aus dem 13. Jahrhundert als einzige die Gemeinde zum Gottesdienst. In den Jahren 1950 und 1954 konnte das Ebhauser Geläut wieder mit zwei neuen Glocken ergänzt werden. Am 30. November 1950 brachten die Ebhauser eine Glocke mit der Inschrift: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ und einem auf dem Glockenmantel aufgesetzten Kruzifix auf den Turm und am 25. Februar 1954 die zweite Glocke mit der Inschrift: „Er ist unser Friede“ und den ein Kreuz flankierenden griechischen Buchstaben A und O auf dem Mantel. Nun erklingt wieder seit einigen Jahren ein volles,



5. Ansicht von Ebhausen nach einem 1851 ausgestellten Lehrbrief der Tuchmacherzunft. Das Bild zeigt die Kirche vor dem Umbau und den Kirchturm noch ohne das 1860/62 aufgesetzte oberste Stockwerk.

dreifaches Geläut vom Ebhauser Kirchturm, abgestimmt auf b' (älteste, mittlere Glocke), as' (größte Glocke) und des'' (kleinste Glocke). Die beiden neuen Glocken wurden wie seinerzeit die von 1856 von der Glockengießerei Heinrich Kurtz in Stuttgart gegossen.

Erneuerungen und Umbauten

Das alte Kirchengebäude, dessen kleinere Umrisse man heute noch erkennen kann, wenn man vom Dachboden der Kirche im Innern aus den Verlauf der Linien des alten Giebels an der inneren Turmwand verfolgt, hat im Laufe der Jahrhunderte, ehe es 1860 abgebrochen wurde, manche Veränderung erfahren. So wurde schon 1689 wegen „täglich wachsender Gemeinde“ in die Kirche eine „Borkirche“ (= Empore) eingebaut. Auch der Kirchturm hat viele Veränderungen über sich ergehen lassen müssen. Er war ursprünglich nicht so hoch wie heute. Abgesehen von der durch die Jahreszahl 1455 bezeugten grundlegenden Erneuerung wurden in den Jahren 1696 bis 1700 umfangreiche Um- und Neubauten in der Kirche, besonders am Turm vorgenommen, so 1698 durch Anbau einer neuen Sakristei und Erstellung einer Kanzel. 1715 mußten die Böden im Kirchturm erneuert werden, 1725 ließ der damalige Pfarrer Christoph Haas „um mehrerer Bequemlichkeit willen“ ein Türenloch durch die Sakristei auf seine eigenen Kosten machen, was nicht ohne Streit mit dem ihm wenig gewogenen Schultheiß abging. 1738 wurde die Kirche „in etwas ausgezieret“. Der Turm wurde anlässlich des Neubaus des Kirchengebäudes 1860/62 um ein Stockwerk erhöht, da auch das neue Kirchenschiff höher war als das alte (Abb. 5 u. 6). Das gleich hinter der Kirche stehende stattliche Pfarrhaus stammt, wie eine Jahreszahl über dem Haus-

eingang bezeugt, aus dem Jahre 1746. Der Kirchhof um die Kirche wurde 1839 als Begräbnisstätte für die Gemeindeglieder, weil zu klein geworden, abgegeben und der heutige, inzwischen erweiterte Friedhof am alten Pfondorfer „Totenweg“ angelegt.

Die Kirchenheiligen

Schon in den ältesten Zeiten waren die Kirchen einem besonderen Schutzheiligen geweiht, so auch die Ebhauser Kirche. Im allgemeinen wird die Ebhauser Kirche eine Marien- oder U.L. Frauen-Kirche genannt, so bereits im Jahre 1400. Demnach ist die Mutter Gottes die ursprüngliche und erste Schutzheilige unserer Kirche gewesen. Im Zusammenhang mit der Abtrennung des Filials Zwerenberg von der Mutterkirche Ebhausen wird in einer Urkunde von 1467 als Schutzheilige der Ebhauser Kirche die Heilige Lucia genannt („parochialis ecclesia S. Lucia“). Im „Königreich Württemberg“ (Band 2, 1905) wird behauptet, daß die Ebhauser Kirche St. Peter geweiht sei. A. Rentschler (Die Reformation im Bezirk Nalgold, 1917) sagt aber dazu, daß Petrus sonst nur als Kirchen- oder Altarheiliger von Wart, dem ehemaligen Filial von Ebhausen, bekannt sei¹².

Zusammenfassung

Gehen wir noch einmal von der im Kirchturm eingemeißelten Jahreszahl 1455 ab zurück in die ältesten Jahrhunderte, um die Geschichte der Ebhauser Kirche an Hand der festgestellten Daten zu erschließen:

- 1455 Jahreszahl im Kirchturm;
- 1451 Grabplatte des Schultheiß Johannes;
- 1430, 1407 oder 1401 Bauinschrift am Turm;
- 1400 U.L. Frauen-Kirche;
- 1365 Grabplatte der Katharina von Hornberg;
- 1323 die Vögte von Wöllhausen stiften Enzklösterle;

6. Heutige Ansicht von Ebhausen. Vgl. Abb. 5: der Neubau von 1860/62 überragt die umliegenden Häuser; der Turm ist um das Stockwerk mit den Schallfenstern erhöht.



- 1318 die Johanniter erhalten den Kirchensatz zu Ebhausen;
- 1305 das Kloster Kniebis erhält den Kirchensatz zu Ebhausen;
- 1295 wird ein Kirchherr von Ebhausen genannt;
- 1286 wird ein viceplebanus (Leutpriester) von Ebhausen genannt;
- 1275 erste urkundliche Erwähnung der Kirche und damit erste Nennung Ebhausens;
- 1245 erste urkundliche Nennung Wöllhausens;
- 1230–1250 vermutliche Entstehungszeit der ältesten Glocke;
- 1201–1300 (im 13. Jahrhundert) besteht bereits die große Urfarrei Ebhausen.

Seit im Jahre 1455 im Eingang zum Ebhauser Kirch-
turm diese Jahreszahl angebracht wurde, sind nun
fünf Jahrhunderte vergangen. Die Zeitspanne eines
halben Jahrtausends gab einen willkommenen Anlaß,
die Geschichte der ehrwürdigen Kirche zu unter-
suchen und dabei nachzuweisen, daß die Ebhauser
Kirche noch um viele Jahrhunderte älter ist, als es
jene Jahreszahl 1455 aussagt, die lediglich einen be-
stimmten und bemerkenswerten Abschnitt in dem
ohne Zweifel bereits tausendjährigen Leben unserer
Kirche und der Gemeinde Ebhausen-Wöllhausen fest-
hielt.

¹ Vgl. Fr. H. Schmidt, Flurnamen-Sagen und ihre Entstehung; in „Schwarzwälder Post“ Nr. 80 vom 26. 11. 1948. – Eine Urkunde vom 19. 6. 1452 behandelt einen Vergleich zwischen Heinrich und Fabian von Gültlingen mit den „armen Leuten“ von Ebhausen, Wöllhausen, Wart und Ebershardt wegen der letzteren Holzrecht im Wald Neubann (auf den die Ebhauser noch im beginnenden 18. Jh. Geld aufnahmen zur Beschaffung einer Orgel). Mit Urkunde vom 1. 9. 1495 bestätigen die Söhne des inzwischen verstorbenen Heinrich von Gültlingen die Abmachungen, obgleich der im Besitz der Dorfleute be-

findliche Urkundsbrief von 1452 in der Brunst zu Ebhausen verbrannt sei. Es muß also zwischen 1452 und 1495 ein großer Brand Ebhausen heimgesucht haben.

² Königreich Württemberg, 2. Band, 1905, S. 229: „... die ansehnliche Kirche ... Ursprünglich romanisch ...“

³ Vgl. W. Frhr. von Erffa, Die Dorfkirche als Wehrbau, 1937, S. 56. – Von Erffa übernimmt aus der Oberamtbeschreibung Nagold (1862) die Angabe, daß der Turm aus vier Stockwerken bestehe, „von denen das oberste mit Rundbogenfenstern versehen ist, während die übrigen nur einfache Schießcharten enthalten.“ Die hier genannten Rundbogenfenster sind aber mit dem Umbau 1860/62 bereits verschwunden. Jetzt hat der bei diesem Umbau um ein Stockwerk erhöhte Turm im obersten Stockwerk neugotische Spitzbogenfenster. Die Schießcharten, auf der Süd- und Westseite je zwei, auf der Nordseite eine, sind entgegen den Angaben von Erffas nicht außen breiter als innen, sondern umgekehrt, wie üblich.

⁴ So bei E. Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, 1897, Band 2, Seite 104.

⁵ Vgl. dazu L. Schmid, Geschichte der Grafen von Zol-
lern-Hohenberg, 1862, S. 580, Anm. 1, wo noch ein 1860
abgehobener Grabstein eines Herrn von Hornberg mit
der Jahreszahl 1368 genannt wird.

⁶ Beschreibung des Oberamts Nagold, 1862, S. 155.

⁷ Württemberg. Urkundenbuch, 9. Band, 1907, S. 80,
Nr. 3538.

⁸ Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa de
anno 1275; in: Freiburger Diöcesan-Archiv, 1. Band,
1865. Es handelt sich hier um ein Verzeichnis der Pfarr-
pfründen und ihrer Einnahmen zur Berechnung einer
Zehntsteuer unter Papst Gregor X. für einen bevor-
stehenden Kreuzzug. Diese Zehntsteuer wurde halbjährig
nach eidlicher Selbstangabe der Bepfründeten erhoben.

⁹ Vgl. Württembergische Kirchengeschichte, 1893, S. 164.

¹⁰ Pf. Knöringer, Die Glocken der Heimat; im Schwä-
bischen Heimatbuch 1918, S. 111 ff.

¹¹ Vgl. auch zur Ebhauser Kirchengeschichte Fr. H.
Schmidt, Unsere Ebhauser Pfarrer, eine Pfarrchronik
über fünf Jahrhunderte; in: Evang. Gemeindeblatt für
Württemberg, Ortsbeilage Ebhausen, Jan. 1951 – Mai
1952.

¹² Zu den Kirchenheiligen vgl. G. Hoffmann, Kirchen-
heilige in Württemberg, 1932, und H. Feuerstein, Zur
ältesten Missions- und Patroziniumskunde im aleman-
nischen Raum; in: Zeitschr. f. d. Geschichte des Ober-
rheins, 97. Band (NF 58), 1. Heft, 1949.



1. Oberlenningen-Hochwang; Westseite

Ein neues Albdorf und eine neue Steige im Lenninger Tal

Von Hans Schwenkel

Mit 3 Aufnahmen des Verfassers

Auf der Alb über Oberlenningen wurde in den letzten Jahren ein Arbeiterdorf *Hochwang* begonnen und durch eine neue Steige mit Unterlenningen verbunden, wobei ein Höhenunterschied von rund 250 Meter überwunden werden mußte. Die Initiative hierzu ging von der Papierfabrik Scheufelen in Oberlenningen aus, die ihre neu eingestellten Arbeiter in menschenwürdiger Weise unterbringen wollte. Für eine Arbeitersiedlung unten im Tal entweder im Anschluß an das Dorf oder auch etwa in einer Seitennische des Lenninger Tales (im Schmaltal oder im Hirschtal oder im Tobel) konnte das nötige Baugelände nicht erworben werden. So entschloß sich die Firma, der Gemeinde Erkenbrechtsweiler im Auchttert ein Almendgelände abzukaufen, das südöstlich des Dorfes liegt und vom Albrand durch einen 200 bis 400 Meter breiten Wald getrennt ist. Das Gebiet wurde durch einen Markungsausgleich der Markung Oberlenningen zugeteilt und das neue Dörflein zum Ortsteil Hochwang von Oberlenningen gemacht. Auf der neuen Steige, die nicht billig war, werden die Arbeiter im Autobus hin und her befördert. Eine Verlängerung

der Straße verbindet Hochwang mit Erkenbrechtsweiler, das jetzt eine Straßenverbindung mit dem Lenninger Tal erhalten hat, die bis jetzt fehlte und die allerhand Vorteile bringen wird, zum Beispiel bei der Unterbringung von überschüssigen Arbeitskräften. Auch der Besuch des Hohenneuffen vom Lenninger Tal her wird dem Autofahrenden erleichtert. Die Hülbenener können bequemer nach Unter- und Oberlenningen, Auen, Dettingen und Kirchheim gelangen. Die Straße ist auch landschaftlich sehr schön und gewährt besonders von der Nase des Kammfelsens aus einen herrlichen Blick in das Tal. Sie ist geschickt in das steile Hanggelände eingefügt, führt von Unterlenningen aus am Fuß der romantischen Sulzburg vorbei gegen das Kellental, macht dort eine Kehre und wendet sich im Wald am Steilhang gegen Südsüdosten (Abb. 2), umfährt die Nase des Kammfelsens, biegt dann hoch oben in das Schmaltal ein, schneidet schroffe Felsen aus Massenkalk des Oberen Jura an (Abb. 3), durchbricht diese sogar und mündet dann, nach Westnordwesten umbiegend, in die flache Mulde am Auchttert Richtung Erkenbrechtsweiler ein. Sie

führt wohl nur vorläufig mitten durch das Siedlungsgelände, das sich bis zum Wald Hardt ausdehnt.

Der Straßenbau konnte selbstverständlich nicht durchgeführt werden, ohne die Mergel- und Kalkschichten des Weißen Jura am Steilhang anzuschneiden und zu verwunden. Es ist aber sehr anzuerkennen, daß die Böschungen sorgfältig ausgerundet und gut gestaltet sind (Abb. 2). Die Felsböschungen im obersten Teil der Straße sind standfest (Abb. 3). Der Steinschlag wird sich dort in tragbaren Grenzen halten. Nicht standhaft sind aber die Böschungen zwischen Kellental und den letzten Felsen, die bis jetzt noch frisch angeschnitten, ohne Bewuchs und ohne festen Halt sind (Abb. 2). Das nackte Gestein ist der Verwitterung ausgesetzt und wird noch viel zu schaffen machen, ähnlich wie etwa die Bildechinger Steige bei Horb. Im Januar war der Steinschlag fast lebensgefährlich zu nennen. Wirklich abhelfen wird man streckenweise nur mit Stützmauern können, deren Höhe sich nach den jeweiligen Verhältnissen richtet. Hinzukommen müssen im Mergel noch Faschinen, die stark hinterpflanzt werden, wie die Mauern auch. Ohne ein planmäßig durchgeführtes Verfahren der Böschungsfestigung ist die Verkehrssicherheit nicht gewährleistet, wird aber auch das Bild der Straße selbst auf die Dauer nicht befriedigen. Die fachmännische Beratung, insbesondere auch hinsichtlich der Artenwahl, kann die Landesstelle für Naturschutz in Ludwisburg durchführen. Vom Standpunkt der Landschaftspflege muß heute gefordert werden, daß Ausschnitts- und

Dammböschungen an Straßen von vornherein begrünt werden, damit die Straße von einer bloßen Verkehrseinrichtung zu einem Bestandteil der Landschaft wird und daß man alle Wunden – abgesehen von der Straße selbst – liebevoll ausheilt, was früher leider immer unterblieb, weil es etwas kostet. Felsen dürfen wohl herausragen. Felsbänder und Felsnischen sollten mit Rasensoden belegt werden. Diese Forderungen sind heute allgemein anerkannt.

Auch zu der Siedlung selbst wäre vom Standpunkt des Natur- und Heimatschutzes einiges mit dem Vorbehalt zu sagen, daß ein endgültiges Urteil über die unfertige Siedlung nicht möglich ist. Die Häuser selbst sind mit Steildach in der heimischen Bauweise sehr ansprechend erstellt worden (Abb. 1). Sie stehen in kurzen Doppelreihen an Quersträßchen mit der Giebelseite etwa nach Westen, jedoch nicht in streng gradliniger Anordnung. Zunächst fehlt noch die dörfliche Geschlossenheit, die aber noch erreicht werden kann. Verwunderlich ist, daß die planmäßige Bebauung ohne Rücksicht auf das rauhe Klima der Hochalpe erfolgte. Die Siedlung ist nach Westen, von wo die scharfen Winde über das kahle Feld ungehemmt blasen können, völlig offen, ohne daß ein Windschutzgehölz in einem Randstreifen vorgesehen worden wäre. Man sollte meinen, daß in der Zeit der Kleinklimaforschung nicht bloß die Pflanzen in Garten und Feld vor Frost und scharfen Winden durch Schutzpflanzungen in ihrem Wachstum gefördert werden, sondern daß man noch viel eher die



2. Neue Unterlenninger Steige



3. Neue Unterlenninger Steige: Kammfelsen und Stützmauer

Menschen und ihre Wohnstätten nach Möglichkeit vor kalten und scharfen Winden, vor Schneeverwehung und Schlagregen schützt und örtlich das Kleinklima durch zielbewußte Maßnahmen verbessert. In früheren Zeiten hat man auf der Alb die Häuser aus Gründen der Dorfklimaverbesserung auf den besonders ausgesetzten Seiten oft geradewegs zu Reihen aneinandergesetzt oder sie wenigstens sehr nah aneinandergestellt. Auch das hätte man machen können, vielleicht in einer gewissen Staffelung, um die Südsonne auszunutzen. Wollte man das nicht, dann hätte man auf der Westseite einen Windschutzstreifen von 5 bis 10 Meter Breite aus einheimischen Sträuchern und Bäumen (die Hecken außen, die Bäume innen) anlegen können, der sich klimatisch äußerst günstig ausgewirkt und die Siedlung landschaftlich zusammengefaßt hätte. Vielleicht kann jetzt noch ein Geländestreifen westlich des alten Weges nach Erkenbrechtsweiler erworben und bepflanzt werden, um das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Dies würde sich auch für die Hausgärten recht günstig auswirken, und die Siedler würden dafür dankbar sein. Es ist schade, daß bei der Neuanlage eines Dorfes diese neuzeitlichen Gedanken und Forderungen, für eine Siedlung auch einen Bepflanzungsplan aufzustellen und an die Klimaverbesserung zu denken, nicht aufgegriffen und verwirklicht worden sind. Alle Voraussetzungen dafür waren gegeben.

Die Stuttgarter Akademie nach dem Kriege

Von Hans Fegers

Die Zusammenlegung der früheren Stuttgarter „Akademie der bildenden Künste“ * mit der ehemaligen „Württembergischen Staatl. Kunstgewerbeschule“, die verwaltungsmäßig 1942 erfolgte, aber erst 1946 bei der Neugründung der „Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart“, wie sie seither heißt, wirksam wurde, hat der Stuttgarter Kunsthochschule ein in vieler Hinsicht neues Gepräge gegeben. War nämlich die Akademie vor der Zusammenlegung im wesentlichen Ausbildungsstätte für die sogenannten „freien“ Künste, also Malerei, Plastik und Graphik, und betreute die ehemalige Kunstgewerbeschule als Lehrgebiete die „angewandten“ Künste oder, wie man früher sagte, die kunsthandwerklichen Fächer,

also Möbelbau, Innenarchitektur, alle Arten von Metallformung, die verschiedenen Gebiete des Textils, Werbe- und Buchgraphik, Keramik usw., so ist in der heutigen Akademie die Trennung von „Frei“ und „Angewandt“ aufgegeben, man möchte geradezu sagen, sie ist überwunden. Die an der heutigen Akademie befürwortete und in der Ausbildung gewährleistete Verbindung der verschiedenen künstlerischen Tätigkeitsarten untereinander ist sehr eng geworden, wodurch die Ausbildungsmöglichkeiten auf allen zur Lehraufgabe stehenden Gebieten eine fruchtbare Ausweitung erfahren; denn durch die ständige Berührung mit den „freien“ Künsten erfahren die „angewandten“ förderliche Anregungen, während sich für die „freien“ Künste durch diese Verbindung eine Erweiterung der gestalterischen und auch der wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten ergibt.

An der Stuttgarter Akademie herrscht allerdings kein

* Die Stuttgarter Akademie der bildenden Künste gehört zu den ältesten deutschen Kunstschulen. Sie wurde 1761 als „Académie des Arts“ durch Herzog Karl Eugen gestiftet.

planloses Durcheinander, in dem jeder nach Belieben in allen Abteilungen herum dilettieren kann, um dann am Ende seiner Ausbildung als „allround“-Künstler aufzutreten, der von allem etwas und nichts richtig versteht. Im Gegenteil, man ist wie früher an den beiden getrennt wirkenden Instituten auch heute an der Akademie um eine intensive fachliche Ausbildung besorgt, das Lehrprogramm sieht eingehende theoretische und praktische Unterweisungen und Übungen vor, die den fachberuflichen Anforderungen Rechnung tragen, und selbst die Spezialgebiete eines Faches werden in dem erforderlichen Umfange berücksichtigt. Nur soll die Ausbildung nicht in der Abgeschlossenheit der einzelnen Fachgebiete erfolgen. Wie bei dem Bau und der Einrichtung eines Hauses die verschiedenen künstlerischen Kräfte zusammenwirken müssen, um eine befriedigende und überzeugende Leistung zu vollbringen, so muß auch die Ausbildung der angehenden Künstler bereits die Notwendigkeit des Mit- und Ineinanderwirkens aller Kräfte berücksichtigen. Man muß voneinander wissen, muß die Voraussetzungen und Möglichkeiten, allerdings ebenso die Bedingtheiten der Gestaltung auch auf den Nachbargebieten zum mindesten kennen, um sich zum Wohle des stets übergeordnet bleibenden Ganzen anpassen und richtig einfügen zu können. Wer Bücher illustriert, kann seine Zeichnungen nicht ohne Kenntnis der typographischen Anordnung konzipieren, wenn in jeder Hinsicht befriedigende Buchseiten und damit ein gutes Buch entstehen sollen. Wenn ein Kirchenraum zu gestalten ist, sollte der Architekt mit dem Maler, Bildhauer, Metallformer, Möbelentwerfer, evtl. auch mit dem Textilkünstler zusammenarbeiten, das heißt schon zusammen planen, und auch diese müssen untereinander ihre gestalterischen Absichten aufeinander abstimmen, müssen wegen der zu verwendenden Materialien Übereinkunft erzielen, müssen sich auch hinsichtlich der künstlerischen Ausdrucksweise klar werden, damit ein wirklich zusammenklingendes Ganzes entstehen kann und verhindert wird, daß einer des anderen Arbeit zum Schaden des Ganzen stört oder in seiner Wirkung beeinträchtigt. Damit soll natürlich nicht einer unpersönlichen, anonymen Uniformität das Wort geredet, sondern nur unterstrichen werden, daß beim Zusammenwirken verschiedener Künstler – und das ist heute bei sehr vielen Aufgaben der Fall – dieselben künstlerischen Gesetze beachtet werden müssen, die jeder einzelne für sein Werk befolgt. Ein Buch, ein Zimmer, ein Kirchenraum, eine Straßenzeile, ein Platz müssen genau so komponiert werden wie ein Bild oder eine Plastik. Es muß die Einheit des Orga-

nischen entstehen. Man wird nun vielleicht sagen, das sei doch selbstverständlich. Es sollte auch selbstverständlich sein und ist in Zeiten echter künstlerischer Kultur auch selbstverständlich gewesen. Aber nicht nur aus dem vielverlästerten 19. Jahrhundert, auch aus unserer eigenen Gegenwart ließen sich genügend Beispiele zitieren, die erweisen, daß das Selbstverständliche eben doch nicht mehr so selbstverständlich ist.

Und das ist zweifellos eine Frage der künstlerischen Erziehung. Wenn auch in den letzten Jahrzehnten das Bemühen um eine in sich geschlossene (nicht mißzuverstehen als: einheitliche) Formaussage die Kräfte künstlerischen Tuns wieder hat zusammenwachsen lassen, so besteht auch heute noch die wichtigste Forderung an alle Ausbildungsinstitute darin, bei den angehenden Künstlern dieses Streben zu einer selbstverständlichen Überzeugung werden zu lassen und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sie auch zu verwirklichen. Deshalb soll der Studierende an der Stuttgarter Akademie, bevor er in eine Fachklasse eintritt, in der Abteilung für allgemeine künstlerische Ausbildung zunächst einmal die Grundlagen kennenlernen, auf denen sich überhaupt erst formende und gestaltende Kräfte entfalten können. In dieser Abteilung steht der künftige Maler neben dem späteren Innenarchitekten, der Kunsterzieher an höheren Schulen neben dem Textilentwerfer und Werbegrafiker. In den meisten Fällen müssen Hemmungen und vor allem durch falsche Vorbildung Anergogenes erst einmal beseitigt werden, um die innewohnenden schöpferischen Anlagen wecken bzw. freilegen zu können. Durch ernstes Spiel mit den verschiedenartigsten Gestaltungselementen und Werkstoffen erlernt der Schüler die handwerklich-technischen Fähigkeiten; dabei werden Erfindungsgabe und Erlebnismöglichkeiten gefördert und, was außerordentlich wichtig ist, es wird dabei auch mit dem Vorurteil, „Kunst“ machen zu wollen, aufgeräumt. In dieser ganz allgemein bleibenden Ausbildung kann in den meisten Fällen das Ausmaß und die spezifische Begabung des einzelnen Studierenden erkannt und gepflegt und er selbst für die eigentlich fachliche Ausbildung vorbereitet werden. Das Studium in dieser Abteilung öffnet aber auch Einblicke in die verschiedenen Bereiche des Künstlerischen, gleich für welchen sich der einzelne entscheidet; er lernt die Werkstoffe kennen, begreift aus dem werkenden Umgang mit ihnen die aus ihrer Art sich ergebende Bearbeitungsweise und bekommt so doch zumindest eine Vorstellung von der Tätigkeit und den künstlerischen Möglichkeiten des Graphikers, Textilentwerfers, Bild-

hauers, Möbelzeichners und so weiter. Auf diese Weise erwirbt jeder durch vertiefte Einsicht auch die Voraussetzungen für eine mögliche spätere Zusammenarbeit mit anderen Künstlern bei gemeinsamen Aufgaben. Wer so aufwächst, erwirbt aber auch die Achtung vor dem Werk des anderen, die für eine Zusammenarbeit mit ihm ebenso wichtig ist wie die Einsichten in die Voraussetzungen und Bedingtheiten seines Tuns. Und es versteht sich von selbst, daß so gelegte Grundlagen eine Gewähr dafür bieten, daß der Kontakt mit den anderen künstlerischen Berufen nicht mehr verlorengeht, daß aus diesem Kontakt aber auch für jeden fördernde Anregungen kommen, die, wie wir oben sagten, die gestalterischen und auch die beruflichen Möglichkeiten erweitern und damit die Existenzgrundlage festigen helfen.

Aber noch etwas anderes charakterisiert die Ausbildung an der Stuttgarter Akademie, was ebenfalls durch die Zusammenlegung mit der Kunstgewerbeschule wesentlich gefördert wurde: nämlich eine verbreiterte und vertiefte handwerkliche Ausbildung. Die Werkstätten der Kunstgewerbeschule, die die wertvollste Mitgift bei der Vereinigung mit der Akademie darstellten, ermöglichen es heute, in allen Abteilungen das handwerkliche Studium dem künstlerischen hinzuzugesellen. Dabei ist Handwerk allerdings nicht in einem mehr äußerlichen Sinne als bloße Technik oder manuelle Fertigkeit zu verstehen, sondern als echte Auseinandersetzung mit den gestalterischen Mitteln und den Werkstoffen. Es gibt keine Klasse an der Akademie, in der man sich auf die zeichnerische Durchbildung eines Entwurfs beschränkt. Allen Abteilungen sind Werkstätten angegliedert, in denen die Studierenden unter Anleitung durch technische Lehrer, die alle erfahrene Handwerksmeister sein müssen, die erforderlichen handwerklichen Kenntnisse erwerben – wenn sie solche Kenntnisse nicht schon mitbringen – um das, was ihnen als Form vorschwebt, im Experiment zu erproben, bevor es zeichnerisch festgelegt wird. Man mißtraut mit Recht dem reinen „Papierentwurf“. Was schon in der Grundklasse gelernt wurde, nämlich die innere Logik einer Form aus echter Bindung an die Realität des Materials und eine ihm gemäße Arbeitsweise zu entwickeln, das wird nun bei fachlichen Aufgaben im Zusammenwirken von Zeichensaal und Werkstatt fortgesetzt und vertieft, vielfach auch durch Zusammenarbeit mit Nachbarklassen erweitert. Die ständige Kontrolle der Formphantasie durch die Werkstatterfahrung fördert ein material- und werkgerechtes Gestalten, und der junge Künstler erfährt bei einer Ausbildung solcher Art, daß das jeweilige Material,

aber auch seine Bearbeitungs- und Verwendungsmöglichkeiten wesentlich beteiligt sind an der Verwirklichung der Form, er lernt begreifen, daß auch Techniken nicht einfach auswechselbar sind. Das gilt nicht nur für Entwerfer von Möbeln, für Stoffdrucker, Metallkünstler und andere, das gilt mit demselben Nachdruck auch für die Maler, Bildhauer, Illustratoren, also für die „freien“ Künste. Nur durch praktische Erfahrungen lernt der Studierende verstehen, daß eine plastische Form für einen Stein anders sein muß als für eine Ausführung in Bronze oder Steinguß. Wer ein Glasfenster komponiert oder ein Fresko entwirft, lernt nur bei der handwerklichen Ausführung seines Entwurfs, dabei allerdings dann auch unverlierbar, daß ein Wandbild, also eine der Architektur fest verbundene Bildgestaltung nach anderen Kompositionsgesetzen aufgebaut sein muß als ein Tafelbild, das als von einem Rahmen begrenzte Welt auf die Wand gehängt wird und nicht an einen bestimmten Platz gebunden ist. Die angeführten Beispiele mögen genügen um darzutun, daß künstlerischer Entwurf und handwerkliche Ausführung eng zusammengehören; sie bestätigen aber auch die von allen Lehrern der Stuttgarter Akademie unterschiedslos befolgte Lehrmethode, nach der „Künstlerisches“ und „Handwerkliches“ nicht getrennt werden dürfen, und also auch nicht getrennt und unabhängig voneinander gelehrt werden können. Bei einer kürzlich vom Württembergischen Kunstverein veranstalteten Ausstellung mit Bildern und graphischen Arbeiten von sieben jungen Künstlern, die alle nach dem Kriege an der Stuttgarter Akademie studiert haben, wurde allgemein die intensive Beschäftigung mit den handwerklichen Gegebenheiten und die eingehende Auseinandersetzung mit den künstlerischen Mitteln beachtet, ja es wurde sogar ausdrücklich hervorgehoben, daß das Formsuchen dieser jungen Künstler durch Erproben und Disziplinierung der Techniken und des Materials sie charakterisiere und die gemeinsame Herkunft erweise.

Bei der Neugründung der Stuttgarter Akademie nach dem Kriege hat der damalige württembergische Kultminister Theodor Heuß mit Nachdruck betont, sie solle keiner „Richtung“ angehören. Als Landeskunsthochschule, die sehr verschiedenartige, auch aus der wirtschaftlichen Struktur des Landes erwachsende Aufgaben wahrzunehmen hat, verfolgt die Stuttgarter Akademie kein durch eine bestimmte künstlerische „Richtung“ festgelegtes Lehrprogramm. Und so sind denn auch die hier wirkenden Lehrer ihrer künstlerischen Überzeugung nach sehr verschieden, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer eigenen Arbeit als auch,

daraus folgernd, in ihren Lehrmethoden. Wer die hier tätigen Künstlerlehrer näher kennt, weiß um die gegensätzlichen Pole und die damit möglichen sachlichen Spannungen, die sich hier unter einem Dach entfalten können und sollen. Trotz der Unterschiedlichkeit in ihrer künstlerischen Haltung ist es jedoch wesentliches Ziel aller Lehrer, ihren Studierenden eine möglichst umfassende und lebensnahe Ausbildung zuteil werden zu lassen und ihnen die notwendigen Grundlagen zu vermitteln, die für eine künstlerische Berufsausbildung erforderlich sind. Man kann darüber streiten, ob nun die eine oder die andere Lehrmethode richtiger ist. Man hat der Stuttgarter Akademie gelegentlich – allerdings ohne sie näher zu kennen – den Vorwurf gemacht, sie verfolge nicht ein eindeutig „modernes“ Programm; anderen wiederum ist sie zu „modern“. Man hat ihr auch das in manchen Diskussionen heute oft fast schon wie ein „Mythos“ beschworene Bauhaus als unbedingtes Vorbild hingestellt. Kein vernünftiger und einsichtiger Mensch wird die außerordentlich fruchtbare Wirkung dieses einzigartigen Instituts in Frage stellen wollen. Aber man muß sich doch auch darüber klar sein, daß eine bloß nachahmende Wiederaufnahme der am Bauhaus aus bestimmten geschichtlichen Voraussetzungen entwickelten Methoden keinesfalls schon eine Garantie für neue Leistungen enthält. Außerdem ist doch vieles von den Unterrichtsprinzipien des Bauhauses heute selbstverständliche Lehrüberzeugung an fast allen Kunstschulen – auch in Stuttgart, ohne daß man hier unter Hinweis gerade darauf den Anspruch erhebt, modern zu sein.

Was heißt überhaupt „modern?“ Wer möchte es unternehmen, dieses schillernde Wort, das übrigens, darüber lohnt es sich nachzudenken, auch in dem Begriff „Mode“ enthalten ist, so umfassend zu definieren, daß man daraus ein für eine Schule mögliches Unterrichtsprogramm entwickeln könnte? Die meisten Kritiker, die so betont die Forderung nach einer „modern“ eingestellten Akademie erheben, haben oft eine sehr einseitige Vorstellung von moderner Kunst und moderner Formgebung. Das ist ihr gutes Recht und soll ihnen auch nicht streitig gemacht werden. Ich möchte es aber als Ausdruck für eine ehrliche Anteilnahme an dem künstlerischen Geschehen der Gegenwart werten, wenn die Meinungen über moderne Kunst nicht einheitlich sind, weil sie es schließlich nicht sein können, und wenn die Verfechter der verschiedenen Ansichten bereit sind, sich mit Leidenschaft für ihre Überzeugung einzusetzen. Nur sollte man in diesen Auseinandersetzungen nicht unduldsam werden. Außerdem haben solche Auseinandersetzungen

doch nur dann Sinn und können auch nur dann fruchtbar werden, wenn sie sich an Werken entzünden, die wir als Ergebnisse einer selbständig ringenden künstlerischen Bemühung anzusprechen und zu achten haben. Es heißt aber die Aufgaben einer Akademie, deren vornehmste doch die der Ausbildung ist, verkennen und ist außerdem gerade im Hinblick auf die erstrebte Entwicklung der dort studierenden Jugend zur Selbständigkeit sogar nicht ungefährlich, den Streit der Meinungen über das, was modern sein soll, zur Grundlage der künstlerischen Berufsausbildung machen zu wollen mit dem Ziel, die angehenden Künstler schon durch ihre Ausbildung „richtungs-mäßig“ festzulegen. „Richtung“ – das ist doch eine Entscheidung, die jeder aus seiner eigenen geistigen Verantwortung und persönlichen Überzeugung treffen muß, eine Entscheidung, die ihm keiner abnehmen kann und darf, wenn sie echt sein soll; „Richtung“ braucht außerdem nicht immer eine Entscheidung zu sein, sie kann ebensogut aus der Artung und Neigung des einzelnen als selbstverständliche Haltung wachsen. In jedem Falle sollte das ohne bewußten Einfluß vor sich gehen können, damit die künstlerische Haltung zum überzeugenden Ausdruck einer ehrlichen Gesinnung werde.

Natürlich nehmen auch die Lehrer der Stuttgarter Akademie lebhaft Anteil an den Auseinandersetzungen um die moderne Kunst und um eine moderne Formgebung, sie tragen auch durch ihre eigenen Arbeiten dazu bei, einen gültigen künstlerischen Ausdruck für unser Leben zu finden. Dadurch erfahren die Studierenden von den Anstrengungen, die nötig sind und gemacht werden müssen, um eine echte und überzeugende Form zu schaffen. Natürlich wissen sie, daß der eine Lehrer dabei diesen, der andere jenen Weg einschlägt, um seine künstlerischen Vorstellungen zu verwirklichen. Und wie der Lehrer das selbstverständliche Recht hat, den ihm richtig erscheinenden Weg einzuschlagen, kann der Schüler ebenso selbstverständlich seinen Lehrer wählen und aus eigenem Entschluß wechseln. Es sei allerdings keineswegs verschwiegen, daß durch das Nebeneinander sehr verschieden gearteter Künstlerpersönlichkeiten an einer Schule und die dadurch bedingte unterschiedliche Art der Lehrmethoden auch Schwierigkeiten entstehen können, die sich bei einem einheitlich ausgerichteten Lehrkörper unter straffer Leitung vielleicht weniger bemerkbar machen. Man hat sich jedoch bei der Neugründung der Stuttgarter Akademie durchaus in Kenntnis dieser Tatsache dennoch für das Nebeneinander entschieden, weil dadurch die Ausbildungsmöglichkeiten vielseitiger werden und die Studieren-

den somit Gelegenheit haben, den Bereich der künstlerischen Tätigkeit in möglichst vielfältigen Erscheinungsformen kennenzulernen. Das Nebeneinander hat aber noch einen anderen Vorzug, dessen pädagogische Bedeutung nicht unterschätzt werden sollte. Der Studierende absolviert hier nicht ein bestimmt formuliertes Programm, auf das alle Lehrer gleichermaßen verpflichtet sind, sondern er ist gehalten, seinen Weg selbst zu wählen. Er sieht sich nach dem Studium in der Abteilung für allgemeine künstlerische Ausbildung vor die selbst zu fällende Entscheidung gestellt, welchen Weg er einschlagen soll. Er kann dabei ruhig Umwege gehen; das erbringt keine Nachteile und auch keinen Zeitverlust, wie man vielleicht meinen könnte. Im Gegenteil, der Weg des suchenden Wagnisses zwingt zu selbst gemachten Erfahrungen, die für die Entwicklung der Persönlichkeit wesentlicher sein können als die Absolvierung eines vorgeschriebenen Pensums. Und was der Student während seines Studiums betreibt, wird er sein ganzes Leben hindurch tun müssen, nämlich immer

wieder seine gestalterischen Mittel prüfen und die ihnen eigenen Möglichkeiten bei jeder Arbeit wieder neu ergründen.

Im Vorwort einer im vergangenen Jahr herausgegebenen Veröffentlichung über die Tätigkeit der Akademie seit ihrer Neugründung im Jahre 1946 kennzeichnet der damalige Rektor Prof. Karl Rössing den tiefen Sinn und die Verantwortung der Akademie, wenn er schreibt: „Der abendländischen Herkunft verpflichtet, dem Neuen zugewandt, soll der Lehrer den Schüler leiten und bewahren vor den Gefahren der Konfektion, der unser Leben zutreibt, wenn es nicht Einrichtungen gibt, die maßhalten. Eines dieser Institute, die dazu berufen sind, ist immer noch die Akademie.“ Die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes dürfte es interessieren, daß zur Staatlichen Kunstakademie auch das Institut für Technologie der Malerei gehört (Leiter Professor Wehlte), das mit den modernsten technischen Mitteln ausgestattet ist, und in dem Kunstrestauratoren Ausbildung finden.



Walter Ostermayer, Sitzendes Paar (Diabas)

Über den Bildhauer Walter Ostermayer

In Ergänzung zu den Ausführungen von Erhard Bruder in Heft 3 der „Schwäb. Heimat“ (S. 108) zeigen wir hier zwei charakteristische Bildwerke von Walter Ostermayer. Seine künstlerische Neigung und plastische Begabung geht auf den Biberacher Zuckerbäckermeister und Stadtrat Wilhelm Gottfried Ostermayer (1783–1834) zurück. Zeichnen, Schnitzen und Modellieren gehört in die Familie. Des Bildhauers Vater, Richard Ostermayer, 1863 in Biberach geboren, Professor für Mathematik, Naturwissenschaft und Zeichnen am Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart, verbrachte seine freie Zeit mit Malen und Radieren von schwäbischen Landschaften. Zwanzig Schaffensjahre waren Walter Ostermayer, der 1897 in Ulm geboren wurde, zugemessen. Er ist 1941 in Rußland gefallen.

In einer Gedenkfeier, die am 3. Oktober 1942 in den Räumen des Kunsthauses Schaller veranstaltet wurde, sagte Th. Musper u. a.: „Je mehr wir uns aber inne werden des Wertes, den gerade der schöpferische Künstler darstellt, desto tragischer ist es, wenn gerade solche in diesem Kampf ihr Leben opfern, die die Möglichkeiten in sich getragen hätten, den Kampf selbst zu rechtfertigen und jene Bildwerke hinzustellen, in denen wir uns auf einer höheren Ebene hätten spiegeln können. Denn erkennen kann nicht die Masse, nicht das Kollektiv, sondern höchstens das Individuum.

Damit ist angedeutet, daß es sich immer nur um *innere* Prozesse im Individuum handeln kann, wo es um wirklich Schöpferisches geht. Welch klares Bewußtsein Walter Ostermayer davon hatte, geht aus Niederschriften hervor, die bis in das Jahr 1923 zurückreichen.

„Ich kann und muß“, heißt es da, „nur das, was in *mir* vorgeht, in Formen fassen. Mehr will mein Schaffen nicht sein als die Auswirkung meiner selbst.“ Es geht dem Künstler dabei typischerweise gar nicht um ein Resultat, vielmehr liegt für ihn schon alles im Prozeß des Gestaltens, und so konnte er sagen: „Nur das Schaffen, nur das Schaffen selbst ist lebendiges Geschehen. Ich schaffe, weil ich den Drang in mir trage, obwohl ich keinen Sinn darin sehe. Nur weil ich das Gefühl habe, daß in dem Drang selbst schon der Sinn liegt.“

Ostermayer brauchte Zeit, um das werden zu lassen, was in ihm lag, sonst nämlich – meinte er – würde die Arbeit zum bloßen Betäubungsmittel. Wirklich wertvolle Ergebnisse könne sie dann nicht zeitigen, zum mindesten nicht für die Dauer, wenn sozusagen auf Kommando gearbeitet werde. Die Arbeit würde so zur Produktion, aber nicht zur Schöpfung im besten und weitesten Sinn. Und so konnte er resümieren: „*Lebendiges Leben* suche ich. Kunst ist immer nur ein vom lebendigen Organismus ausgeschiedenes Produkt, das selbst nur noch die *Spuren* des Lebens trägt.“

Lauter wertvolle Kernsprüche einer echten Künstlerexistenz, die nun selbst Torso geblieben ist. Sie zeugen einerseits von großer menschlicher Bescheidenheit und



Walter Ostermayer, Jünglingstorso (Serpentin)

andererseits von der Überzeugtheit von der Göttlichkeit dessen, was als Quintessenz in das höhergeartete Individuum gelegt ist. Sie beweisen, daß es für diesen Künstler keinen allzu großen Wechsel bedeutete, wenn er das Handwerk des Bildhauers mit dem des Soldaten vertauschte. Und wenn wir es also beklagen müssen, daß uns vom Schicksal ein Künstler vorzeitig genommen wurde – und leider ist er ja nicht der einzige – so ist es viel weniger der Umstand, daß die Schrecken eines schmerzvollen plötzlichen Todes an seinem Ende standen, sondern daß *wir* um die Möglichkeiten ärmer geworden sind, die nur der Künstler zu verschenken hat – Möglichkeiten, die zugleich repräsentativ sind für die Aufgabe Europas.“



Auf dem Gebiete der Grabmalgestaltung wird zur Zeit viel Gutes geschaffen. Die „Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal“ hat unter der Leitung von Baurat Dr. Lindner, dem langjährigen verdienten Geschäftsführer des Deutschen Heimatbundes, viel ausgezeichnete Anregungen gegeben und die an der Friedhofgestaltung beteiligten Kreise (Gemeinden, Kirchen, Bildhauer und Steinmetze, Grabmal- und Natursteinindustrie, Gartengestalter und Friedhofsgärtner) zu einer ausgleichenden, die verschiedenartigen Interessen berücksichtigenden Gemeinschaftsarbeit zusammengeführt. Als Beispiele seien Arbeiten des Bildhauers D. A. Meinardus in Düsseldorf wiedergegeben, der besonders anregend gewirkt hat und auch unserem Grabmalgewerbe Anregungen geben kann. Das eben erschienene Buch von Prof. Dr. Hans Schwenkel, „Friedhofspflege auf dem Lande“ will in ähnlichem Sinne Einfluß nehmen. R.

Aus der Geschichte der Schäferei in Württemberg

In früheren Jahrhunderten kam der Schafzucht eine größere Bedeutung zu als sie heute noch in der Landwirtschaft hat. Seit dem 15. Jahrhundert finden wir in Württemberg bereits die Zunft der Schäfer. Die Ursprünge der Schafhaltung gehen aber noch viel weiter zurück und bereits im 12. Jahrhundert verfügten mehrere adlige Grundherren über eine Schafhaltung. Auch die Grafen von Württemberg unterhielten mehrere Schafhöfe, welche verpachtet wurden. Schon frühzeitig sprang die Landesregierung durch den Erlaß von sogen. Polizeiverordnungen ein, um die Weidrechte zu ordnen und die Benützung der herrschaftlichen und gemeindeeigenen Schäfereien zu regeln. Das ganze Schäferiwesen wurde seit dem 16. Jahrhundert in Schafordnungen behandelt, auch Schäferordnungen genannt, welche sich eingehend mit den Rechten und Pflichten der Schäfer befassen. Die älteste dieser Schafordnungen stammt aus dem 15. Jahrhundert und hat die Überschrift „Schaff-Ordnung im Fürstenthumb Württemberg bei kunglicher Regierung“. Eine Weide- und Schafordnung vom 12. August 1539 befaßt sich dann eingehend mit den Weidrechten. Die Handhabung des Weidebetriebs und die Stückzahl der Herden, sowie die Pferchaufstellung wurde im einzelnen geregelt. Der Ursprung der Weidrechte und Weidedienstbarkeiten geht im übrigen auf das frühe Mittelalter zurück. Das Schäferiwesen ist als eine Art Regel behandelt worden, welche die freie Benützung des Bodens des Grundeigentümers einschränkte. Die Errichtung neuer Schäfereien wurde von einer besonderen Konzession abhängig gemacht. Weiter wurde die Ausübung des Weidrechtes einer Reihe von polizeilichen und finanziellen, zugunsten der herrschaftlichen Schäfereien eingeführten Beschränkungen und Kontrollvorschriften unterworfen, welche in den verschiedenen Schafordnungen ihren Niederschlag erhielten. Auch die sogenannten Landesordnungen, welche die Polizeigesetzgebung enthalten, befaßten sich mit der Weid- und Schafordnung.

Die württ. Herzöge betrachteten das Schäferiwesen als wichtigsten Teil der Viehzucht, und so finden wir die verschiedensten Verordnungen, welche die aufkommenden Schwierigkeiten und Streitpunkte beseitigen bzw. ordnen sollten. Da sind Bestimmungen über die Kollisionen der Schafweiden mit dem Ackerbau, über die Benützung der Wiesen und der Rinderviehweide. Auch mußte der Eigenmächtigkeit der herzoglichen Beamten, welche als Landzahlmeister die Aufsicht über die 16 landesherrlichen Schäfereien führten, und der Ausbeutung der Schäfereien zum eigenen Vorteil dieser Beamten gesteuert werden. Der Verbreiterung von Schafkrankheiten wurde entgegen gewirkt und die Ausübung des zünftigen Schäfergewerbes sowie der Handel mit Schafen und Wolle wurde überwacht. Grundlage dieser Vorschriften war in erster Linie die sogen. Landesordnung, deren Bestimmungen später

durch die Aufstellung von Schäferi-Inspektoren mit verschiedenen polizeilichen Befugnissen und durch die sorgfältige Überwachung des Gemeindehaushalts erweitert wurden. Herzog Christoph erließ am 1. November 1560 ein Rescript, „Die Handhabung der Weideordnung und den Gebrauch von Urkunden über den Gesundheitszustand der Schafe betreffend“. Sowohl die 5. Landesordnung vom Jahre 1552, wie auch die 7. Landesordnung vom Jahre 1621 erhielten besondere Titel über die „Waid- und Schaaffordnung“. Die Grundlage des Zunftwesens für zwei Jahrhunderte bis zur Auflösung der Zünfte im Jahre 1828 bildete aber die Schäferordnung vom 21. August 1651. Sie wurde von Herzog Eberhard III. erlassen und enthält auch Bestimmungen über die jährliche General-Zusammenkunft der Schäfer. In diesen jährlichen Zusammenkünften hat der heute noch geübte Volksbrauch des *Schäferlaufes* seinen Ursprung. Danach hat der Herzog damals schon bekannt,

„daß die Schäfer dieses Unsers Hertzogthumbs, von Alters her, diese Freyheit gehabt, jährlich auf den Feyertag Bartholomäi in Unserer Stadt Markgrönnigen, zusammen zu kommen, daselbst ihnen von gemeiner Stadt wegen, mit Haltung Trommeln und Pfeiffen, ein Hammel, den Mägden aber etlich Ehlen Barchet zu verkaufen und nachmal ein freyer Tantz auf öffentlicher Gassen zu halten erlaubt. Als lassen wir bey dieser der Stadt und der Schäfer altem Herkommen auch ferner habenden Freyheiten es annoch allerdings in Gnaden bewenden.“

Interessant sind dann die weiteren Bestimmungen über die Abhaltung dieser Zusammenkunft: Alle Schäfer, die zu diesem Tag nach Markgrönnigen kamen, sollten die Vor- und Nachmittagspredigt besuchen und nicht „dazwischen in Wirts- und anderen Häusern bei Trinken und Spielen sitzen“. Wer trotzdem im Wirtshaus betroffen wurde, mußte sieben Schilling in die Armenkasse zur Strafe erlegen. Nachmittags wurde die Schäferordnung auf öffentlichem Markt vorgelesen. Auch bei dem Verlesen der Schäferordnung war jeder Schäfer gehalten, dabei zu sein. Ebenso sollte jeder Schäfer am Schäfertag wenigstens einmal in die Kirche kommen. Wer die Verlesung der Ordnung versäumte, mußte fünf Schilling in den „Heiligen- oder Armenkasten“ sowie weitere fünf Schilling in die Zunftlade bezahlen. Nach der Predigt konnten die Schäfer, sobald „die Obrigkeit günstig eingewilligt hat, ihrer Gewohnheit nach in ihrem Hammel-Laufen und Tantzen fuhrfahren, Vogt, Burgermeister und Gericht um den Fahnen und Hammel“. Es folgen dann die Bestimmungen, wie dabei der Obrigkeit die Achtung erwiesen wird, wie Händel bei Strafandrohung vermieden werden sollen und wie das Zunftgericht zusammentritt. Auch wurden bei der jährlichen Zusammenkunft die Meisterprüfungen abgehalten.

Die jährliche Zusammenkunft in nur einer Stadt des Landes (Markgrönnigen) erwies sich mit dem Ausbreiten der Schäfereien nicht mehr günstig und so erging am 5. Juli 1723 eine General-Rescript, die Organisation der

Schäferzunft betreffend. Hierbei wurde die jährliche General-Zusammenkunft der Schäfer in Markgröningen aufgehoben und verfügt, daß neben der dortigen Lade drei Nebenladen zu Heidenheim, Urach und Wildberg bestehen sollten. Und hierin finden wir die gesetzliche Verankerung des Schäferlaufes in diesen Gemeinden, in welchen schon früher die Meister der Schäferzunft zusammenkamen. Lediglich durch die Pflicht-Zusammenkunft der Zünfte jedes Jahres in Markgröningen kamen die teilweise bestandenen örtlichen Zusammenkünfte in Verfall. Der Vogt von Wildberg schrieb im Jahre 1685 an den Herzog, daß die Belange der Schäferzunft durch die herkömmliche Zusammenkunft in Wildberg am Laurentiustag genügend gewahrt seien und daß durch die jährliche Reise nach Markgröningen ein großer Zeitverlust und Schaden an den Herden entstehe. Der Herzog entsprach seiner Bitte, die herkömmliche Schäferzusammenkunft in Wildberg neu zu genehmigen. Die gesetzliche Verankerung erfolgte jedoch – wie bereits erwähnt – erst durch das Dekret von 1723. Ähnlich ging es in der Zittelstatt Urach. In den Jahren 1681 und 1696 wollten die Schäfer der Alb wegen der großen Entfernung nicht mehr nach Markgröningen kommen, zumal sich während der wochenlangen Reise Unzuträglichkeiten bei den Schafherden ergaben, weil die unerfahrenen Hilfskräfte ihren Aufgaben nicht gewachsen waren. Den Neben- und Viertelsladen Heidenheim, Urach und Wildberg wurden bestimmte Städte und Ämter zugewiesen, so daß das ganze Land in diese vier Bezirke aufgeteilt war. Die jährlichen Zusammenkünfte erfolgten nach überlieferten und auch durch die Zünfte und durch die Landesgesetzgebung vorgeschriebenem Brauch. Neben dem Schäferlauf der Schäfer und Schäferinnen und dem üblichen Marktbetrieb wurde in der Hauptsache auf die Erledigung der allgemeinen Zunft-Obliegenheiten Wert gelegt, also Losprechung der Gesellen, Meisterprüfungen, Schlichtung von Streitfällen, Aufnahme des Nachwuchses und so weiter.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die Zünfte immer mehr in Zerfall. Am 22. April 1828 erging unter König Wilhelm von Württemberg die Allgemeine Gewerbe-Ordnung. In einem Zusatzgesetz zur Gewerbeordnung wurden schließlich die einzelnen Zünfte aufgehoben, hierunter befand sich auch die Zünftigkeit der Schäfer. Damit fand eine wirtschaftliche Organisation ihr Ende, die seit dem 12. und 13. Jahrhundert, in Zwangsverbänden für die Mitglieder ihres Handwerksstandes zusammengeschlossen, unter Selbstverwaltung nach streng geordneten Regeln in sozialem und antikapitalistischen Geiste die Ausbildung und Ausübung des Berufes überwachte. Der eingeführte Brauch des Schäferlaufes wurde aber trotzdem aufrechterhalten. Die Tradition dieser Übung konnte nicht ausgelöscht werden und so wurden im Rahmen eines Volksfestes die traditionellen Schäferläufe in althergebrachter Weise in Markgröningen, Urach und Wildberg weitergefeiert. Ein gutes Zeichen der Verbundenheit des Schäferstandes mit der heimatlichen

Überlieferung. Heute noch wird die Zunftfahne und die Schäferlade im Festzug mitgeführt. Markgröningen feiert seinen Schäferlauf an Bartholomäus (24. August), während Urach und Wildberg im Wechsel den Schäferlauf um die Zeit des Jakobitages (25. Juli) abhalten, dieses Jahr in Urach am 24. Juli. Wenn sich zum Schäferlauf in den genannten Orten jährlich tausende Besucher einfinden, um mit den Angehörigen des Schäferstandes frohe Stunden zu verbringen, so gründen sich damit diese wirklichen Volksfeste im Gegensatz zu manchen anderen Festabhaltungen auf alte heimatliche Überlieferung, die von den Schäfern mit Liebe und Eifer gepflegt wird.

Rudolf Fröhlich

Der Biberacher Chronist Johann Konrad Kraus

Am 11. Januar 1823 waren es 50 Jahre, daß Konrektor Johann Konrad Kraus in die Dienste der Freien Reichsstadt Biberach getreten war. Er war damals 18 Jahre alt und für sein erstes Amt, das des Kantors und Vorsängers, trefflich ausgebildet worden: als Alumnus hatte er sich die Grundlagen der Musik zu eigen gemacht und fünf Instrumente spielen gelernt: Geige, Cello, Flöte, Klarinette und Trompete; vom Hospitalprediger Eben war er im deutschen Aufsatz und von Rektor Doll in der Biberacher Lateinschule in Latein unterrichtet worden, und da er Freude an alten Texten hatte, durfte er auf dem Rathaus als Kanzlist arbeiten, bis an der Lateinschule eine Stelle als Lehrer für ihn frei wurde. Er scheint in allen Fächern ein guter Schüler gewesen zu sein, denn er wurde schon als ganz junger Mann als Kollaborator an der Lateinschule angestellt. Neben seiner Tätigkeit in der Schule, die in den unteren Klassen anstrengend gewesen sein muß – Kraus berichtet an mehreren Stellen seines Werkes, daß er bis zu 142 Schüler unterrichtet habe – gab er in den Häusern der städtischen Honoratioren Privatunterricht, und auch darüber hat er eine umfangreiche Liste seiner Schüler hinterlassen.

Als sein 50jähriges Amtsjubiläum festlich begangen wurde, wurde ein Charakterzug von Kraus' offenbar, dem wir auch in seinem literarischen Werk immer wieder begegnen: seine Verbindlichkeit gegenüber seinen Mitmenschen. „Aus gewissen Gründen“ wurde die Feier vom 11. Januar auf den 30. Januar verschoben, auf Kraus' Geburtstag, und diese „gewissen Gründe“, die in mehreren Fassungen des Kraus'schen Lebenslaufes erscheinen, legt er in dem Bande seiner großen Chronik nieder, in dem fast alle ihm zugegangenen rühmenden, meist in Gedichtform gehaltenen Schreiben zu eben seinem Jubiläum zusammengefaßt sind: „weil der 11. Januar“, schreibt Kraus, „auf einen Samstag fiel und dieser Tag sowohl der Geistlichkeit als manch anderm ein ungelegener Tag war, so verlegte ich mein Fest auf Donnerstag den 30. Januar als meinen 68. Geburtstag, wodurch es für mich ein doppelter Freudentag wurde.“

Kein Geringerer als der später so berühmt gewordene Maler Johann Christian Xeller (1784–1872) hat sich an die auswärtigen Schüler des offensichtlich allgemein verehrten und geliebten Lehrers gewendet, sie zu einem gemeinsamen Geschenk zu veranlassen. Von vielen Seiten wurde Kraiss beglückwünscht: sein Rektor Krieg feierte ihn, der „mit musterhafter Treue und beispielloser Gewissenhaftigkeit die Mühen und Beschwerden des Lehramts ertragen“ habe, sein Kollege Professor Pauly rühmt, daß Kraiss „ein so schönes Beispiel des Beharrens im Wandelbaren“ gegeben habe, der Schüler August Ofterdinger dankte ihm, daß er „50 volle Jahre sein Amt mit solcher Treue, mit solcher Gewissenhaftigkeit und mit so unermüdeten Anstrengung verwaltet“ habe; sein ehemaliger Schüler und Freund Josef Eppe, Lehrer in Schwäbisch Gmünd, hat eine Kantate gedichtet und in Musik gesetzt, viele, sehr viele alte Schüler wurden von ihren dankerfüllten Herzen gedrängt, ihre Gefühle in Versen niederzulegen, die teils geschrieben, teils gedruckt dem Jubilar übersandt wurden.

Alle diese Zeichen herzlicher, ja inniger Verehrung und Liebe galten in erster Linie dem *Lehrer* Johann Konrad Kraiss. Nur in einem einzigen Gedicht, das der Kgl. Oberamtsrichter Christoph Heinrich Lieb, Stadtrat Ludwig Kienlin und Aktuar Johann Georg Eben, alle in Ravensburg, und der Kgl. Oberzollverwalter Friderich Ostermayer in Friedrichshafen „Dem Jubel-Greise Sr. Wohlgeborenen Herrn Johann Conrad Kraiss, Conrektor und fünfzigjährigen Lehrer zu Biberach“ als „Beytrag zu dessen froher AmtsjubelFeyer den 11. Januar 1823“ gewidmet haben, ist auch des Chronisten gedacht in dieser Sprache:

„Doch, nicht als Lehrer nur bekränzt
Dich heut der Ehre Kranz; es glänzt
Dir noch ein zweiter edler Stern – –
Als einst durch Biberachs Gefilde
Bellonen's Ruf, der furchtbar wilde
Todschnaubend rauschte, nah und fern:
Da sammeltest Du ernste Früchte,
Sie auch der Enkel Zeit zu weyhn,
Und traun! im Reiche der Geschichte
Darfst EhrenBürger Du auch seyn! –“

Die Nennung der römischen Kriegsgöttin Bellona weist auf die beiden Bände der Kraiss'schen Kriegstagebücher hin, die als einzige aus dem großen Kraiss'schen Werke gedruckt wurden und bis heute die einzigen geblieben sind. Der erste Band umfaßt die Zeit von 1790 bis 1801 und ist 1801 erschienen; im zweiten Band sind die Kriege der Jahre 1802 bis 1815 behandelt, soweit sie Biberach berührt haben. –

Unwillkürlich stellt sich die Frage ein, ob von dem großen Chronikwerk, das später auf über 60 Bände anwachsen sollte, nur einigen wenigen Freunden etwas bekannt war. Kraiss hat ja schon als 15jähriger begonnen, bedeutsame Ereignisse aufzuzeichnen. Und wenn er auch einmal berichtet, daß er in Schule und Privathäusern von 6 Uhr

morgens bis 8 Uhr abends unterrichtet habe, so weist das große chronistische Werk, das Kraiss hinterlassen hat, doch deutlich und sicher darauf hin, daß die Beschäftigung mit der Geschichte der Heimat nicht nur eine Liebhaberei eines nach allen überlieferten Zeugnissen begnadeten Lehrers war, sondern eine Herzenssache, für die Kraiss trotz aller beruflichen Belastung Zeit und Kraft ein langes Leben hindurch aufbrachte.

Für die Bewohner der Reichsstadt Biberach war es nicht leicht, die Frage nach dem Ursprung der Stadt zu beantworten. Immer wieder muß in diesem Zusammenhang des Blitzschlages in der Pfingstnacht des Jahres 1584 gedacht werden, der das Gebälk des hohen Turmes der großen Stadtpfarrkirche in Brand setzte, so daß der oberste Teil des Turmes herabstürzte und das Haus der Stadtkanzlei – die an der Stelle des heutigen Cafés Lieb stand – zerstörmerte und in Brand setzte. Damals wurden die ältesten Urkunden vernichtet. Schon zu Wielands Zeiten befaßte man sich mit Forschungen nach der Gründung der Stadt, und in einem der von Wieland geschriebenen Ratsprotokolle ist bedauernd davon die Rede, daß es wohl nie gelingen werde, den Ursprung der Stadt Biberach aufzuklären. Wenn man sich sogar im Rate der Stadt mit solchen Dingen befaßte, wie viel häufiger mochte dann in der Schule die Frage nach dem Entstehen und der Entwicklung des reichsstädtischen Staatswesens gestellt worden sein! Und wie oft mag Kraiss selbst bedauert haben, seinen wißbegierigen Schülern nur Überlieferungen sehr allgemeiner und unbestimmter Art darbieten statt von gesicherten Tatsachen berichten zu können!

Als Kraiss seine Chronik schrieb, fand er die Chronik des Malers und Prokurators Lukas Seydler vor, die die Ereignisse von 1500 bis 1650 enthielt, dazu die Annalen von Johann Ernst von Plummern, die von 1619 bis 1635 geschrieben wurden, also etwa gleichzeitig mit der Seydler'schen Chronik. Weder Lukas Seydler noch Johann Ernst von Plummern konnten die Zeit vor 1584 vollständig nach Akten oder Urkunden bearbeiten; Heinrich von Plummerns „Zeitgenössische Aufzeichnungen“ von 1545 und Joachim von Plummerns vor 1550 verfaßte Schrift über „Die religiösen und kirchlichen Zustände der Reichsstadt Biberach unmittelbar vor der Einführung der Reformation“ waren damals noch nicht bekannt.

Unter solchen Umständen war es ein Glück, daß der bienenfleißige, als gewissenhaft und treu gerühmte Johann Konrad Kraiss schon als junger Mensch gelernt hatte, alte Urkunden und Akten zu lesen. Er studierte Seydler und Johann Ernst von Plummern, dazu die Annalen des Stadtamtmannes von Braunendal, er nennt Ratsprotokolle und Dokumente aus dem Stadt-, Hospital- und Kirchenpflegeamtlichen Archiv unter seinen Quellen und darüber hinaus „unterschiedliche glaubwürdige Manuskripte“.

Zwischen den genannten Aufzeichnungen und der eigenen „Sammlung der merkwürdigsten Begebenheiten“, wie Kraiss seine ersten Aufzeichnungen nennt, bestand eine Lücke von rund 120 Jahren. Es ist eines der Hauptver-

dienste von Kraiss, diese Lücke im wesentlichen ausgefüllt zu haben. Er hat alle damals erreichbaren Ratsprotokolle und Annalen herangezogen, er hat, wie er dankbar schreibt, vieles mitgeteilt und manche bis dahin unbekannten Aufzeichnungen übermittelt bekommen. Da er zunächst keine systematische Geschichte seiner Vaterstadt schreiben konnte neben seinem umfangreichen Schuldienst, legte er seine zusammenfassenden Aufzeichnungen chronologisch an. Erst in den letzten Jahren seines Schuldienstes und namentlich, nachdem er 1828 mit 73 Jahren in den Ruhestand getreten war, arbeitete er seine Aufzeichnungen um zu regelrechten Monographien bestimmter Stoffgruppen. Sachverzeichnisse am Schluß der einzelnen Bände und zwei Bände „Haupt-Register“, die Sach- und Namensverzeichnisse enthalten, erleichtern den Gebrauch der Bände.

Alle diese Werke bedürfen noch einer kritisch sichtenden Hand und eines Kenners der inzwischen erlangten Kenntnisse über die Geschichte der Stadt, ehe sie gedruckt werden können. Im jetzigen Zustand stellen die vielen Bände des Kraiss'schen Lebenswerkes eine ungeheure Stoffsammlung dar, die für die Zeit von 1770 bis 1835 den Wert geschichtlicher Quellen hat. Die 1876 erschienenen „Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Biberach“ von Georg Luz, allgemein als „Luz'sche Chronik“ bekannt, stützen sich im wesentlichen auf die Aufzeichnungen von Johann Konrad Kraiss.

Seit Kraiss am 26. April 1835 im Alter von über 80 Jahren gestorben ist, mögen die mehr als 60 Bände seiner Aufzeichnungen oftmals ehrfürchtig ob solcher Leistung und voll Bewunderung betrachtet worden sein. In der am 22. Juni 1835 vor dem Kgl. Gerichts-Notariate und dem Waisengerichte geschene „Reellen Verlassenschaftstheilung“ sind sie mit den Worten erwähnt:

„Für die vorhandenen Manuskripte des Erblassers: die Geschichte der hiesigen Stadt betreffend, deren Ankauf von Seite der Stadt nicht bewirkt werden konnte und welche vorderhand noch gemeinschaftliches Eigentum der Erben nach den resp. Gesellschafts- und Erbschafts-Quoten (weil diese Werke Errungenschaft sind) bleiben, wird im Einverständnis der Interessenten als Wert angenommen die Summe von 50 fl.“

In verschiedenen Erbgängen kamen die Kraiss'schen Bände schließlich als Vermächtnis an das Evangelische Dekanatamt in Biberach, wo sie sich noch heute befinden.

Was Johann Konrad Kraiss in den ersten Jahrzehnten seiner chronistischen Tätigkeit niedergelegt hat, ist inzwischen die Aufgabe der Zeitungen und damit eine öffentliche Aufgabe geworden. Da zu den Zeiten, in denen Kraiss gelebt und an seinem großen Chronik-Werk gearbeitet hat, fleißig, gewissenhaft und bei aller Leistung persönlich so bescheiden und mit keinem anderen Ehrgeiz, als zu sammeln und zu ordnen – da zu jenen Zeiten die Wochenblätter und Amtsblätter noch vorwiegend Anzeigen- und Unterhaltungsblätter waren, auch in ihrem Textteil, wird immer wieder auf die Aufzeichnungen von Kraiss zurückgegriffen werden müssen, wenn versucht

werden soll, ein Bild der damaligen Stadt Biberach zu geben.

Unter den Monographien, in die Kraiss alles über bestimmte Gegenstände oder Vorgänge Erreichbare zusammentrug, finden sich neben allgemeinen „Merkwürdigen Ereignissen“ oder Jubiläen auch solche über die kirchlichen Verhältnisse, über Pfarrer, Lehrer, Mesner, Totengräber, über Strafen, Prozeßordnungen, Hinrichtungen und Selbstmorde, über die beiden Rathäuser und die wichtigsten Begebenheiten, die darin geschehen, über die Kirchen, Kapellen und Klöster der Stadt, über Biberacher Gebräuche und Gewohnheiten, über das Kinderschützenfest, über das Hospital und seine Besitzungen, über den Biberacher Stadtadel, über Beamte und Dienstleute, über Feuersbrünste und Feuerordnungen, über „Das Gymnasium, seinen Anfang und Fortgang“, über die Belagerungen von Biberach in den Jahren 1632 und 1634, über Handel und Prozesse, über Gesetze und Verordnungen der Reichsstadt.

Erhard Bruder

Botanischer Lehrgang auf Hohenlohisch

Ein Beitrag zur volkskundlichen Sprachsymbolik

Im Hohenloher Land ist Heuet. Noch einmal, bevor des Bauern Sense die blühende Pracht abmährt, streift man durch die Wiesen, um die Vielfalt der Blumen zu bewundern. Am meisten lohnt sich ein solcher Gang, wenn man ein paar Dorfkinder als Begleiter hat, die einem helfen, den sonntäglichen Strauß zu pflücken. Das Pflanzenbestimmungsbuch darf man dabei kecklich zu Hause lassen, man wird überrascht sein, wie alle deutsch und lateinisch gelernten Bezeichnungen über den Haufen geworfen werden und wie das von den Eltern und Großeltern her vererbte Namensgut aus dem Kindermund hervorsprudelt. Treffender können Pflanzen und Kräuter gar nicht benannt werden, als dies hier aus dem Urquell der Volksseele heraus geschieht.

Im frühen Frühjahr ist einer der ersten Frühblüher der Huflattich (*Tussilago farfara*). Kaum jemand bei uns auf dem Lande kennt ihn unter diesem Namen, aber jeder weiß, was gemeint ist, wenn man vom „Märzblume“ spricht. Ziemlich herumrätseln wird man als ein der Landessprache Unkundiger, wenn die Kinder einem ein Sträußlein „Schustersneichel“ bringen wollen und es stellt sich dann heraus, daß dies die leuchtend blauen Frühlingsenziane (*Gentiana verna*) sind, die tatsächlich in ihrer Form den Schustersnägeln ähneln. Wenn die Apfelbäume blühen und die Wiesen gelb von den Hänzen herunterleuchten, wird niemand sagen: der Löwenzahn (*Taraxacum officinale*) blüht. Im Hohenlohischen heißt es dann: Sann die Wiese awer gelb vun dene „Sunnewärwel“. Bald darauf zeigt sich ein anderes Gelb auf den Wiesen, das des Hahnenfußes (*Ranunculus acer*), der allenthalben „Schmalzblume“ genannt wird. Seine

edlere Schwester, die „Trollblume“ (*Trollius europäus*), die auf den Wiesen gedeiht ist die vielbegehrte in großen Sträußen prächtig aussehende „Rolleblume“, zu der mancherorts auch „Ochsenroller“ gesagt wird. Leider wird, wie so viele schönen Blumen auch die „Rolleblume“ seltener infolge der trockenen Jahre, der Drainage der Wiesen und ihrer Kultivierung. Was der Bauer gar nicht gern auf seinen Wiesen sieht, sind die dunkelgrünen, giftigen Blätter der Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*), die ja bekanntlich im Frühjahr ihre Frucht zeitigt und die man unter der Bezeichnung „Kühschlute“ kennt. Die braunrote, fast unscheinbar blühende Bachnelkenwurz (*Geranium urbanum*) hat den originellen, sinnigen Namen „Schlotfecherlich“, während die an den Wiesenbächen wachsende zartgefranste rosa Kuckucksnelke (*Lynchis flos cuculi*) „Gäulnelke“ heißt. Ob sie von Pferden besonders bevorzugt wird und ob der Name daher kommt, entzieht sich der Kenntnis. Sprechen die Hohenloher von „Fingerhüten“, so denken sie entfernt nicht an den roten Fingerhut (*Digitalis purpurea*), sondern an die vielen Spielarten der Glockenblumen, die zu den Campanulazeen gehören und unsere Wiesen und Hänge bevölkern.

Auf den Öhmdwiesen findet sich der gelbe Hornklee (*Rotz corniculatus*), der sprechend und niedlich mit „Sammetschühlich“ verglichen und so bezeichnet wird. Aus den schoßenden Kornfeldern leuchten Kornblumen (*Centaurea cyanus*) und Klatschmohn (*Papaver rhoeas*), Überbleibsel der Steppenflora, die beide die traulichen Namen des Volkes „Korenächelich“ und „Koredogglich“ tragen. Eine interessante, wenn auch unscheinbare Pflanze ist das Schöllkraut (*Chelidonium majus*), das gerne in Mauerritzen, an Felsen und an Wegrändern blüht. Nur wenige werden es im Volk unter diesem Namen kennen, wenn man aber vom „Warzenkraut“ spricht, weiß jedes Kind, daß es die Pflanze ist, aus welcher der ätzende, orangefarbene Saft quillt, den man als warzenvertreibendes Mittel auf die Hand tupft. Helfs, wems mag. In früheren Jahrhunderten wandte man diesen Saft sogar gegen Fisteln und Krebs an. Auch die heutige Arzneikunde hält viel von der Heilkraft der Pflanze bei der Therapie von Erkrankungen der Gallenblase.

Ein verbotener, aber von den Buben heimlich geübter Brauch ist das Rauchen der Stengel der Waldrebe (*Clematis vitalba*). Wer kennt sie nicht, die hier so genannten „Lehnen“, die mit ihren weißen, duftigen Blüten sich um Hecken und Waldbäume schlingen. Die „Lehne“ ist die Liane des deutschen Waldes, das Volkswort wird aber von dem stammesverwandten „lehnen, anlehnen“ herkommen. „Gäge“ sind den Kindern an den Flußläufen der Jagst und des Kocher wohlbekannt, es sind die Binsen, aus denen die Madlich (Kreewlich) (Körbchen) flechten und aus denen die Buben ihre grünen Binsenschifflein basteln, die sie flußabwärts in die unbekannte Welt schwimmen lassen.

Um die Zeit, wenn die „Hooreisel“ zu fliegen beginnen, die aber keine fliegenden Esel sind, wie ein Nichtlandes-

kundiger vermuten könnte, sondern Hornissen, geht man allerwärts in die Wälder, um „Ärbel“ (Erdbeeren), „Imber“ (Himbeeren) und später „Bromber“ zu holen. Im Spätjahr werden die an den Steinriegeln wachsenden „Hiefelter“ eingeheimst, ein Wort, das dem Außenstehenden reichlich spanisch klingt und hinter dem sich die „Hagebutten“ verstecken.

Auch in der Gartenflora des hohenlohischen Bauerngartens trifft man auf völlig andere Namen, als sie in der Gärtnersprache üblich sind. Wie viel traulicher klingt doch der Name „Morgenstern“ als der etwas steife Blumenname „Narzisse“. Der Fliederbusch, den man im Schwäbischen „Syringe“ nennt, heißt hier herum „Holder“. Es ist der Holderstrauch des Volkslieds, der „schön im Mai blüht“, der immer wieder durch Kindervers und Lied klingt. Niemand pflanzt bei uns Stiefmütterchen oder „Pensee“ in seinem Garten, sondern „Glutzerlich“ und ist es nicht so, die Blumen, die den Lustigen und bezeichnenden Namen Glutzerlich führen, verraten, wie treffsicher das Volk seine Namen wählt. Daß es auf dem Gebiet der Blumennamen eine geradezu babylonische Sprachverwirrung geben kann, war zu bemerken, als eine Nachbarin aus der Samentüte, die den Aufdruck „Ringelblumen“ trug, säte. Sie wartete nun im festen Glauben darauf, daß nachher aus dem Samen die hohenlohischen „Ringelblome“, nämlich sonst Tausendschönchen oder *Bellis* genannt, aufgehen würden. Wie groß war statt dessen ihre Enttäuschung, daß eine ganze Portion „Schreinersblome“ aufging, wie im Hohenloheschen die echte Ringelblume (*Calendula officinalis*) genannt wird. Besonders ansprechend werden die Schwertlilien verglichen, sie heißen „Baurehuet“. Man denkt sogleich an die alten, zu den Trachten gehörenden Hüte, die Zweispitze und Dreispitze. Der Neigung des Bauern, das Reale dem Schönen vorzuziehen, entspricht die Bezeichnung „Gichtrose“, die ein gichtvertreibendes Mittel enthalten soll, für die stolze Pfingstrose (*Päonia*). Man erinnert sich dabei an das Eichendorff-Gedicht: „Kaiserkronen und Päonien rot, die müssen verzaubert sein.“ Selten fehlt im Bauerngarten der süßduftende Goldlack, „Gelbveichelich“ genannt und die in allen Farben blühenden, unter verschiedenen Namen bekannten Bartnelken, Buschnelken oder Studentennägele, hohenlohisch als „Doschtenächelich“ oder „Katzedoba“ bekannt.

Natürlich ist für die Wissenschaftler eine feststehende Benennung und für die ganze Welt gültige lateinische Diktion der Pflanzen unumgänglich. Auch in der deutschen Unterrichtssprache muß es feststehende, allgemeingültige Pflanzenbezeichnungen geben. Die volkstümlichen Blumennamen aber, die hier im Hohenloheschen wie anderweitig in deutschen Gauen das Volk geprägt hat, soll man nicht verwerfen oder darüber lächeln, sondern soll sich darüber freuen, daß wie beim Volkslied so in den vertrauten Namen der in Wald und Flur und Bauerngarten wachsenden Pflanzen ursprüngliche Gefühlswerte des Volkes und die Verbundenheit mit dem Mutterboden der Natur zum Ausdruck kommen. *Ingaruth Schlauch*

Ein vorbildliches Ehrenmal auf dem Schloßberg in Gerlingen

Auf dem zu Gerlingen gehörigen Schloßberg ist eine neue Sehenswürdigkeit entstanden, die bereits in der Bevölkerung größte Beachtung findet. Der Schloßberg liegt wie die Solitude am Rande der Keuperhöhen und zwar östlich der von Gerlingen auf die Höhe führenden Straße. Es handelt sich um eine vorgeschobene Nase des Stubensandsteins mit einer Aussicht auf das Gäu, die noch großartiger und freier ist als von der Terrasse vor dem Schloß Solitude. Man übersieht nach Westen zu die Landschaft dem Engelbergrücken entlang bis hinüber zum Schwarzwald, gegen Norden bis zum Stromberg und zum Odenwald, gegen Osten nach Weil im Dorf und Korntal. Der Schloßberg wurde auf Anregung des Unterzeichneten von der Gemeinde Gerlingen aus Privatbesitz zurückgekauft, von oben und von unten her öffentlich zugänglich gemacht, mit Wegen und Sitzbänken versehen, mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt und also im besten Sinne des Wortes erschlossen und taktvoll gestaltet. Über dem Abhänge stehen bereits stärkere Eichen und Linden, die dem Platz von vornherein Stimmung und Würde geben. Bildhauer Prof. Fritz von Graevenitz schlug vor, einen in Bronze gegossenen Löwen, der einen Schmerzensschrei auszustoßen scheint, auf einem Sandsteinsockel – bis zur Bergkante vorgeschoben – hier oben nahe einer der alten Eichen aufzustellen. Der Unterzeichnete schlug nun vor, den Löwen durch eine entsprechende Inschrift zum Mahnmal für die Gefallenen der Gemeinde Gerlingen zu machen. Dies ist auch geschehen, ohne daß die Namen der Kriegstoten – was an sich möglich wäre – an der Brüstungsmauer angebracht worden wären. Vielleicht denkt die Gemeinde Gerlingen daran, für die Gefallenen nur ein Ehrenbuch anzulegen und auf Namenstafeln beim Denkmal ganz zu verzichten. Es wird schwerlich im Land ein schönerer Platz für ein Ehrenmal zu finden sein, das in seiner Gestaltung jeden ergreift, der es sieht. Das stärkste und stolzeste Tier drückt nicht etwa Kraft und Gewalt aus, sondern den ungeheuren Schmerz, der alle Angehörigen der Toten erfüllt und den das Tier gleichsam warnend und mahnend in das weite Land hinausschreit. Hier hat zwischen Landschaft und Kunst eine Begegnung stattgefunden, bei der das Sinnbild des menschlichen Werkes der Natur die höchste Weihe verleiht.

Schwenkel

Hetze gegen die Friedhofsverwaltungen

In der „Neuen Illustrierten“ vom 4. Juni 1955 steht ein Bildbericht: „Wo bleibt die persönliche Freiheit?“, den man nicht anders wie als eine Hetze gegen die Friedhofsverwaltungen und als ein Eintreten für das Chaos auf dem Friedhof unter dem so beliebten Stichwort „persönliche Freiheit“ bezeichnen kann. Es sind 5 Bilder wiedergegeben, die tendenziös ausgewählt sind und irre-

führen. Bei dem „Einheitsfriedhof“ handelt es sich sicher um einen von der Stadt Frankfurt selbst bezahlten Armenfriedhof mit lauter gleichen niederen Pultsteinen. Sollten etwa in diesem Fall verschiedene Steine verwendet werden, von denen jeder mehrere Tausend kostet? Auch muß man hier den Baumwuchs abwarten. Das Bestreben, den Raum entlang eines Weges dadurch zu öffnen, daß in den vordersten Reihen liegende Platten verlangt werden, wird verspottet. „Grabsteine müssen exerzieren: Hinliegen, aufstehen.“ Weiter wird beanstandet, daß steinerne Einfassungen oder auf Hochglanz polierte, schwarze Hartsteine nicht zugelassen sind. Das stärkste Stück ist aber, daß ein Bild gebracht wird, auf dem buchstäblich nur Geschmacksverirrungen dargestellt sind und das der anonyme Verfasser lobend als „Romantik von gestern“ bezeichnet, weil „jeder Stein individuell“ sei. Gerade dieses Bild beweist schlagend, wie nötig das Eingreifen der Friedhofverwaltungen ist, um diese kulturlose Barbarei zu bekämpfen. Es mag sein, daß dies öfters zu schematisch geschieht. Unbedingt richtig aber ist, Ordnung zu schaffen und den Friedhof als Ganzes im Auge zu behalten, dem sich der einzelne einfügen muß, genau wie beim Zusammenleben in einer menschlichen Gesellschaft. Wie billig ist es, in dieser Weise die ohnehin schwere Arbeit der Sachverständigen noch weiter zu erschweren, um sich für Kitsch jeder Art einzusetzen, nur um den Urteilslosen, die wohl in der Mehrzahl sind, zu gefallen oder dem Teil des Grabmalgewerbes entgegenzukommen, dem es nur um das Geschäft geht! Solche Artikel sind in der Tat unsachlich, verantwortungslos, leichtfertig und darum tief zu bedauern.

Schwenkel

Die Bergung von Natursteinen in Stuttgart und die Friedhofsmauer am Pragfriedhof

Das Städtische Friedhofamt teilt mit, daß es von meinem Artikel in Heft 1 der „Schwäbischen Heimat“ 1955 mit großem Interesse Kenntnis genommen habe. Eine gute Natursteinmauer, für die „Trümmersteine“ hätten verwendet werden können, wäre die Stadt auf 160 000 DM zu stehen gekommen, während die Ausbesserung der Schäden nur 5000 DM gekostet habe.

Man kann unter diesen Umständen verstehen, daß die Stadt von der Errichtung einer neuen Mauer Abstand nahm. Der neue Eingang zum Pragfriedhof ist in sachlicher Einfachheit und handwerklich gediegen ausgeführt worden. Die Wiederherstellung der Einsegnungskapelle im alten Stil hat sicherlich große Kosten verursacht. Vielleicht wäre hier eine „Vereinfachung“ angezeigt gewesen, da es sich ja nicht um ein Baudenkmal aus alter Zeit handelt, sondern nur um eine Imitation alter Stilformen.

Das Städtische Tiefbauamt nimmt ebenfalls Stellung und schreibt, daß wohl viele bearbeitete Werksteine mit den

Trümmern, besonders am Anfang der Räumung, begraben, aber doch insgesamt 32 000 cbm geborgen worden seien. Es bestehe eben heute bei den neuen Baumethoden am Naturstein nur ein geringes Interesse. Für die Lagerung der Steine fehlte es an Platz. Soweit sie sofort abgeholt wurden, seien sie zu den Bergungskosten abgegeben worden. Eine Vorratswirtschaft sei auch wegen der wiederholten Verladung wirtschaftlich kaum möglich gewesen. Die städtischen Bauämter hätten Trümmersteine, wo es technisch möglich war, in allen Fällen verwendet. (Am Trümmerberg des Birkenkopfes kann man dafür Beispiele sehen.)

So bedauerlich das Begraben großer Mengen von Natursteinen ist, so sieht nach dem Bericht des Tiefbauamtes, das zweifellos in einer Zwangslage war und dem auch keine Vorwürfe gemacht werden wollten, die Sache nicht ganz so trübe aus, wie es dem Beobachter erscheinen mochte. Die Verhältnisse waren stärker als der gute Wille.

Für die Wiederverwendung der Trümmersteine haben sich übrigens auch die Kreis- und die Bezirksstelle für Naturschutz früher schon ausgesprochen.

Schwenkel

„Verlorenes Paradies“

Die „Akazienwäldchen in den alten Steinbrüchen am Killesberg waren einst das Paradies der „Indianer“ spielenden Jugend. Die Gartenschau hat aus dieser Wildnis ein neues Paradies der Erholung für Stuttgart gemacht, das nicht leicht seinesgleichen hatte. Mit feinem Gefühl haben hier Gartenkünstler und Architekt zusammengewirkt, alle Reize der lebendigen Landschaft zu fassen und in immer neuen Überraschungen dem Besucher darzubieten.

Auch die *Wohnsiedlung* der Nachbarschaft, ursprünglich noch aus Feuerbacher Zeit ziemlich ungeordnet, läßt in Richtung auf den Killesberg immer deutlicher die betreuende Hand der Stadtplanung spüren, bis sie in der letzten Entwicklung der Siedlung nach dem Entwurf von Architekt Erdle zu einer nicht ungeordneten, sondern besonders erfreulichen, lebendigen Gestaltung aus den Gegebenheiten der Landschaft heraus ausläuft.

Und nun das neueste Bild mit der neuen Halle zur Landesausstellung: „Verlorenes Paradies!“ Solche Zerstörung ist kein Ruhmesblatt in der Baugeschichte der Stadt – so das geschieht am grünen Holz!

Es hat nie an Warnern gegenüber der Hallenpolitik im Gartenschau Gelände gefehlt. Der Cannstatter Wasen wäre für das große – angeblich heute noch nicht erfüllte Hallenprogramm sicher der richtige Platz gewesen. Was für ein schönes Kongreß- und Tagungs- und Ausstellungsgelände hätte der auf Uferdammhöhe aufgefüllte Wasen ergeben!

R. L.

Was geht in Schöntal vor?

Kloster Schöntal ist eines der wenigen Barockschlösser des nördlichen Landesteiles, die sich, was Größe und baugeschichtliche Bedeutung anbelangt, mit denen im Süden des Landes messen können. Schöntal ist gleichermaßen durch Kunst und landschaftliche Lage ausgezeichnet und darüber hinaus von besonderem Reiz, weil es ganz unberührt von neuen Zutaten in seinem klösterlichen Bezirke liegt.

Dieser Vorzug ist darauf zurückzuführen, daß das Kloster – wenn auch unter geänderten Vorzeichen – nach wie vor seinem ursprünglichen Zwecke dienstbar ist. Die Kirche ist Gotteshaus, das Konventgebäude Unterkunft des evangelischen Seminars, ein Teil der Nebengebäude wird für Rathaus und Beamtenwohnungen benützt, die alten Wirtschaftsgebäude dienen der staatlichen Domäne als Stallungen und Scheuern.

Dieser Zustand ist neuerdings auf das schwerste bedroht. Die Landsiedlung hat die Absicht, die Staatsdomäne zu zerschlagen, um einige wenige Bauernstellen, wenn wir recht unterrichtet sind handelt es sich um sechs, dafür neu zu schaffen.

Wenn dieser Plan durchgeführt wird, werden die alten Wirtschaftsgebäude im Klosterbezirk in Zukunft leer stehen; niemand wird an ihrer Erhaltung Interesse haben, und man weiß aus Erfahrung, daß leerstehende Gebäude ihrem Verfall entgegengehen.

Bisher hat die Domäne, die durchaus lebensfähig ist, die Mittel für die Erhaltung der von ihr benützten Bauten aufgebracht; diese Mittel fallen in Zukunft weg. Ob der Staat, dem die Gebäude gehören, sie auf die Dauer aufbringen will oder kann, ist fraglich. Pessimismus dürfte aber hier eher angebracht sein als das Gegenteil.

Wir glauben, daß der Preis für die Schaffung weniger Bauernstellen zu hoch ist, wenn er mit der vorauszu-sehenden schweren Schädigung der Klosteranlage durch Störung ihrer wirtschaftlichen Grundlage bezahlt werden muß. Ihr Wert besteht nicht nur aus Kirche und Kloster, sondern gerade in der Unversehrtheit der Gesamtanlage, die nirgends so gut erhalten geblieben ist, wie gerade in Schöntal.

R. S.

Das „Daimler-Benz-Haus“

Im Anschluß an den letzten Satz des Artikels „Reklame an der Autobahn“ in Schwäbische Heimat Nr. 3 teilt ein Leser eine nette kleine Episode mit: „Ich stand am Fürstenbau, Ecke Kanzlei- und Königstraße, als ein Mann mit einem Buben an der Hand auf mich zukam und mich fragte, wo der Hauptbahnhof sei. Ich zeigte auf den Turm mit dem bekannten Sternbild und sagte, das sei der Bahnhofsturm. Darauf schaute er mich höchst erstaunt an und sagte: I hab g'meint, des sei s'Daimler-Benz-Haus“.

Bücher zur schwäbischen Kunstgeschichte

Das Werk von Gustav Wais, „Alt-Stuttgart“, 1941 in kriegsbedingt kleiner Auflage erschienen, liegt nun in einer zweiten, bereicherten Auflage vor. Das sehr wertvolle Karten- und Bildmaterial ist um fünf weitere unbekannte Karten bereichert, in den Text sind wichtige Ergänzungen und auch neue literarische Nachweise eingearbeitet. Die Eingliederung des Bildmaterials in den Text erleichtert den Gebrauch des Werkes, das eine unentbehrliche Materialsammlung für die stadtgeschichtliche Forschung ist und auch in seiner zweiten sehr schön ausgestatteten Auflage von allen Freunden Stuttgarts und seiner Geschichte dankbar willkommen geheißen wird. Möchte doch der hochverdiente Verfasser auch seinem andern Monumentalband „Alt-Stuttgarts Bauten in Bildern“ aus seinem riesigen, unveröffentlichten Material bald einen Ergänzungsband nachfolgen lassen!

Schon vor zwei Jahren hat Max Schefold ein Bändchen „Alte Tübinger Ansichten“ (Tübinger historische Darstellungen I 1953) erscheinen lassen. Es enthält 30 alte Ansichten von Tübingen, einen Katalog aller bekannter Tübinger Bilder, und einen ansprechenden Text, der nicht nur die Geschichte des Tübinger Stadtbildes und seine künstlerische Darstellung, sondern auch Wissenswerte über die Tübinger Landschaftsmalerei bringt. Die Auswahl der Bilder ist sehr glücklich, das Büchlein für jeden, der sich mit Tübingen verbunden fühlt, eine Quelle der Freude und Anregung.

Der Schwäbische Albverein hat einen ansehnlichen, ausgezeichnet ausgestatteten Band: „Alte Ansichten der Schwäbischen Alb“, herausgegeben, bearbeitet von Max Schefold. 129 Albansichten vom 15. bis 19. Jahrhundert, sind mit bestem Verständnis und Feingefühl ausgewählt; auf 12 Textseiten faßt Schefold alles Wissenswerte über die Bilder, ihre Maler und den Auffassungswandel in der Landschaftsmalerei zusammen; ein sorgfältiges Bildverzeichnis enthält die wichtigsten Angaben über die Künstler, Entstehungszeit und Standort der Bilder und anderes mehr. Man kann sich nicht satt sehen an der Fülle künstlerisch beglückender Bilder! und man staunt über die erstmals durch diese Bildersammlung erwiesene, oftmals auch vom Rezensenten in Zweifel gezogene, Aufgeschlossenheit des Neckarschwaben für eine künstlerische Interpretation der Landschaft. Die Landschaften von Seyffer, Emminger oder Louis Mayer gehören mit zu den reizvollsten Darstellungen ihrer Zeit und Art. Darüber hinaus gibt der Band der landeskundlichen Forschung wertvolles Material in die Hand, man findet für Hof- und Wehranlagen, Haus- und Städtebau, Rechtsaltertümer und Bebauung viel wichtige Unterlagen. Wieviel Aufschlüsse kann uns allein das Kartenbild des Filstals von 1534 geben, eine einzigartige Urkunde! Für dieses Büchlein kann der Kunst- und Heimatfreund und der Forscher dem Bearbeiter wie auch dem Vorsitzenden des Schwäbischen Albvereins, Georg Fahrbach, nicht genug danken. Man möchte herzlich wünschen, daß auch für andere Gegenden des Landes wie Oberschwaben, Hohenlohe, Neckartal oder Schwarzwald, ähnliche Bändchen erscheinen würden; sie würden wie die „Albansichten“ überall mit größter Freude aufgenommen. –

Nach langer, kriegsbedingter Pause ist wieder ein Band des Württembergischen Denkmälerwerks erschienen, die Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Wangen, schön und gediegen ausgestattet, mit 245 Bildern und 73 Zeichnungen und Karten (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1955). Damit haben die oberschwäbischen Bände einen schönen Abschluß erhalten. Der Wangener Band zeigt

wieder, wie die zuvor erschienenen Oberschwabens, die von der neckarschwäbischen völlig andere Struktur des kunstgeschichtlichen Bildes. Vom 19. Jahrhundert abgesehen finden wir in den sehr guten Künstler-Personen- und Ortsverzeichnisse kaum einen die beiden Kulturräume verbindenden Namen. Sehr erstaunlich auch, daß selbst das große Ulm in nachreformatorischer Zeit auf die Kunst der Städte Wangen und Isny und ihrer Umgebung ohne Einwirkung geblieben ist, auffallend auch, daß die künstlerische Hochblüte Oberschwabens und Bayerisch Schwabens der Barockzeit hier keine überdurchschnittlichen Leistungen zu erwecken vermochte. Doch als Ganzes genommen zeigt das beschriebene Gebiet das Bild dichter künstlerischer Kultur, besonders in nachmittelalterlicher Zeit, und zudem in einer in Württemberg nur selten anzutreffenden Bewahrung.

Das Gebiet des Kreises Wangen weist ein künstlerisch im allgemeinen bescheidenes Antlitz gediegener Bürgerlichkeit auf, wie die beiden Reichsstädte selber. Man vergleiche nur das Wangener Rathaus mit dem nur wenig jüngerem von Schwäbisch Hall. Auch das stattliche Kißlegger Schloß steht auf einer architekturgeschichtlich zurückgebliebenen Stufe. Die künstlerische Höchstleistung ist die Kirche des Isnyer St. Georgsklosters, die 1660 von Giulio Barbieri, einem der ersten in Württemberg tätigen italienischen Baumeister begonnen worden ist. Die Kirche wurde von 1757 ab von dem Wessobrunner Matthes Gigl mit köstlichen Rokoko-stukkaturen erneuert, wobei auch die Pfeiler schlankere Formen erhielten, und die Gewölbe von Hans Mich. Holzhay ausgemalt wurden. Wegen der großartigen Einheitlichkeit ihrer barocken Ausstattung mit Bildern mit illusionistischer Architekturgliederung von Franz Anton Öhler und feinsten Stukkaturen von Johann Schütz, zwischen 1736–1739, ist die Pfarrkirche von Kißlegg zu nennen.

Die mittelalterliche Kunst tritt zurück. Die flach gedeckten Basiliken in Isny und Wangen, die einzigen Großbauten, sind ohne besondere künstlerische Eigenart. Unter den Bildwerken sind eine erstmals veröffentlichte großartige Figur des heiligen Augustin von Hans Multscher in Rohrdorf und eine kaum weniger schöne Muttergottes aus dem nächsten Umkreis des Meisters in Rotsee von höchster Bedeutung. Eine Reihe bisheriger unbekannter Tonplastiken des 15. Jahrhunderts sollte die systematische Bearbeitung der spätgotischen Tonplastik zwischen Donau und Allgäu (Ehingen, Buchau u. a. O.) anregen.

Auf dem Gebiet der nachmittelalterlichen Plastik ist J. A. Feuchtmayrs Tätigkeit im Kißlegger Schloß erwähnenswert. Auffallend, daß die Nähe der Werkstatt der hervorragenden Bildhauerfamilie Zürn keine feinere plastische Kultur in der Zeit vor dem 30jährigen Krieg hat anregen können. Ikonographisch interessant ist die barocke Pietà in der Stadtpfarrkirche Wangen, die einen in Kleinplastik und Ton sehr verbreiteten Typus repräsentiert, dessen Archetyp in der Schweiz, wohl in der Gegend von Einsiedeln zu suchen ist.

Als Bearbeiter des Bandes zeichnen Ad. Schahl, W. v. Matthey, P. Strieder und G. S. Graf Adelman.

Man wünschte, der Einzelanteil der Bearbeiter wäre nach der früheren Gepflogenheit (z. B. Band Münsingen von Baum und Fiechter) kenntlich gemacht worden. Der Gemeinschaftsarbeit muß bestes Lob gesagt werden: Einzelobjekt, geschichtliche Angaben und Literatur sind mit großer Sachkenntnis und wissenschaftlicher Sauberkeit behandelt; man hat das bestimmte Gefühl, daß nichts Wichtiges übersehen sein mag. Die zusammenfassende Einleitung von Graf Adelman gibt einen verständnisvollen und anschaulichen Überblick über die Kunstgeschichte der Gegend. Die Bearbeiter des Bandes haben allen Dank zu beanspruchen.

W. Fleischhauer

Gustav Wais, *Stuttgarts Kunst- und Kulturdenkmale*. 152 Seiten, 24 Bilder und 1 Farbtafel, W. Kohlhammer, Stuttgart. Geb. DM 8.-. – Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, die erhalten gebliebenen Kunstwerke in einer gedrängten Zusammenstellung nach bau-, kunst- und stadtgeschichtlichen Zusammenhängen in Bild und Wort zu würdigen und zu beschreiben. Wie Professor Wais im Vorwort selbst sagt, will er damit die geretteten Kunstwerke der Bürgerschaft innerlich nahebringen und Zeugnis ablegen von der reichen Vergangenheit unserer Stadt und mit dazu beitragen, den geschichtlichen Sinn und die Ehrfurcht vor den Werken unserer Vorfahren zu wecken und zu erhalten. Der Inhalt des Buches gliedert sich in drei Kapitel: in Denkmale mit Gedenktafeln und Brunnen, in die Denkmale des städt. Lapidariums und zuletzt in die Antikensammlung, die ebenfalls im Lapidarium untergebracht ist. Auch die Aussichtstürme, die an die Kriegsmetallsammlung abgelieferten und eingeschmolzenen Kunstwerke, zerstörte oder auch auf andere Weise abgegangene Denkmale sind in treffender Kürze behandelt. Nicht erwähnt sind die Kunstwerke der Stiftskirche, da diese der Verfasser schon in seinem 1952 erschienen Werk fast lückenlos beschrieben und abgebildet hat. Ein künstlerischer Schmuck ist die vorangestellte trefflich gelungene Farbtafel nach einem Gemälde des Stuttgarter Interieurmalers Karl Purrmann, die den Innenraum der St. Veitskapelle in Mühlhausen am Neckar, einem erhalten gebliebenen, leider viel zu wenig beachteten Kleinod mittelalterlicher Kunst vor den Toren der Stadt Stuttgart wiedergibt. Die übrigen Bilder vermitteln wertvolles Anschauungsmaterial für die Kenntnisse der heimatischen Kunst- und Baugeschichte der schwäbischen Landeshauptstadt und geben die wichtigsten beschriebenen Stücke im Bilde wieder. Das ansprechende und gut ausgestattete Buch sollte, nicht zuletzt wegen seines wohlfeilen Preises, in die Büchereien jedes alten Stuttgarters und Heimatfreundes Eingang finden.

W. Weber

Neues Albvereins-Liederbuch. – Unter dem Titel: „Liederbuch des Schwäbischen Albvereins“ ist im Verlag des Schwäbischen Albvereins 1953 ein neues Liederbuch erschienen. Schon die Namen derer, die die Notenausgabe besorgten, Karl und Hellmut Aichele, bürgen für die Qualität dieses Liederbuches. Es ist eine überaus glückliche Mischung von Altvertrautem (in gediegene Satzweisen gebettet) und dem, was uns die „Singbewegung“ an neuem Liedgut bescherte. So liest man denn mit viel Freude Namen wie Werner Gneist, Hellmut Aichele, Armin Knab, Hans Kulla, Leopold Katt, Karl Marx und viele andere – neben den bekannteren wie Silcher, Zelter, Schulz usw.

Ein besonderer Reiz dieser wirklich wertvollen und gelungenen Ausgabe sind die Zeichnungen und Gruppentitel, die das Liederbuch angenehm auflockern (Nikolaus Plump, Hans Ruß). Das Notenbild besorgte C. L. Schultze, Tübingen, und ein Geleitwort von Georg Fahrbach führt in glücklicher Weise in das Liederbuch ein.

Vom bibliophilen Gesichtspunkt her sei die gute Wahl der Schrift besonders erwähnt. Es handelt sich um die von Rudolf Koch geschaffene „Peter-Jessen-Schrift“, die auch im Neuen Gesangbuch der evang. Landeskirche Württembergs Verwendung fand. Wenn hier ein kleiner Wunsch (der bei einer Zweit-Auflage sicherlich berücksichtigt werden könnte) ausgesprochen werden darf, so sei es der: die kleinen s und l ähneln sich zum Verwechseln. Man begegnete bei obenerwähntem Gesangbuche diesem Umstande dadurch, daß das kleine lange s eine Hals-Verlängerung nach unten erfuhr.

Dem neugeschaffenen Liederbuche des Schwäbischen Albvereins wünschen wir eifrige Musikanten – in- und außerhalb des Albvereins. Denn zum Schluß sei eines verraten: dieses Buch eignet sich nicht nur fürs Wandern; es ist ebenso sehr auch ein Helfer beim häuslichen Musizieren, das wir (trotz Radio!) doch nicht ganz vergessen wollen!

W. Supper

NEUES SCHLOSS und ROSENSTEIN

Stellungnahme des Schwäbischen Heimatbundes

Seit Jahren kämpft der Schwäbische Heimatbund für den Wiederaufbau des Stuttgarter Neuen Schlosses. Die zeitweise drohende Gefahr des Abbruchs ist zwar gebannt; die Landesregierung hat sich unablässig für die Erhaltung dieses geschichtlich und künstlerisch bedeutenden Baudenkmals eingesetzt, und der Landtag hat bereits die Einstellung erheblicher Mittel hiefür in den Haushaltsplan gebilligt. Der Schwäbische Heimatbund fordert, daß das Neue Schloß - unabhängig von seiner künftigen Verwendung - so rasch als möglich unter Wahrung seiner äußeren Gestalt wieder hergestellt werde.

Im Zusammenhang mit Erörterungen über die Zweckbestimmung des wiederaufgebauten Schlosses ist der Plan aufgetaucht, ein neues Landtagsgebäude im Rosensteinpark zu errichten. Das würde die Vernichtung dieses großen Denkmals der Gartenbaukunst bedeuten, das für die Stuttgarter eine unersetzliche Erholungsstätte ist. Deshalb lehnt der Schwäbische Heimatbund, der stets für die Erhaltung landschaftlicher Schönheit eingetreten ist, diese Lösung unbedingt ab.

Wir bitten unsere Mitglieder, in diesem Sinne nach Kräften zu wirken.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postcheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Jahreshauptversammlung 1955

Am 18. und 19. Juni war es das dritte Mal, daß der Schwäbische Heimatbund und der Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine gemeinsam ihre Jahresversammlungen abhielten. Wie 1953 in Ellwangen und 1954 in Calw hatte auch diese Tagung ihr sehr eigenes, mit der Art des Versammlungsortes zusammenhängendes, Gesicht, wobei es diesmal, in Biberach und damit an einer der hervorragendsten Pflegestätten der künstlerischen Kultur Oberschwabens, weniger die Fülle wissenschaftlicher Erkenntnisse als der Reichtum künstlerischer Erlebnisse war, welcher die stärksten Eindrücke vermittelte. Daß dabei ausschließlich einheimische Kräfte am Werke waren, legt ein gutes Zeugnis dafür ab, wie lebendig die Überlieferung jener Kultur ist. Hier ist Überlieferung das, was sie sein soll, nicht Wiederaufnahme gewesener Formen, sondern fortwährendes Leben.

Im voll besetzten Saal des Pestalozzihauses eröffnete Präsident i. R. Dr. Neuschler die gemeinsame Tagung. Danach sprach Oberstudiendirektor Dr. Wenk an Hand von lehrreichen Diagrammen und ausgezeichneten Farblichtbildern über die Entwicklung der Kulturlandschaft Oberschwabens aus der Naturlandschaft, wobei er, fußend auf den Forschungen von Bertsch und Paret, in kenntnisreicher Weise und einprägsam die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung unter Berücksichtigung des geologischen Aufbaus sowie einflußreicher Klimaschwankungen erörterte. Es sei in diesem Zusammenhang auf den Aufsatz des Vortragenden „Die Landschaft um Biberach“ im Heft 3 der „Schwäbischen Heimat“ 1955 verwiesen.

Erhard Bruder gab unter dem Thema „Die oberschwäbische Reichsstadt Biberach“ einen Abriß der Geschichte der Stadt Biberach, der in der Art, wie die wesentlichen stadtgeschichtlichen Ereignisse in der zur Verfügung stehenden Zeit vorgetragen wurden, als vorbildlich bezeichnet werden darf. Wir verweisen hinsichtlich des Inhaltes auf das 1950 verfaßte Werk „Biberach an der Riß, Bildnis einer oberschwäbischen Stadt“ von Erhard Bruder, das jeder Tagungsteilnehmer als Geschenk der Stadt ausgehändigt erhielt, und die Darlegungen des Verfassers in Heft 3 der „Schwäbischen Heimat“ 1955.

Vor der Trennung der Versammelten zu den beiden Geschäftssitzungen wurde ein gemeinsames Grußtelegramm an den Nestor der württembergischen Altertumswissenschaft und Heimatkunde, Prof. Dr. Peter Goessler, beschlossen.

Die Mitgliederversammlung selbst brachte zunächst den Tätigkeitsbericht des Vereinsleiters. Er setzte die Anwesenden von dem Eintritt des neuen Leiters der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Ludwigsburg, Dr. Buchwald, in den Vorstand in Kenntnis. Sodann gab er einen Überblick über die Mitgliederbewegung, aus der sich ergab, daß der Mitgliederstand in steter aber langsamer Zunahme begriffen ist, und besprach die Veranstaltungen der zwölf Monate seit der letzten Jahreshauptversammlung, um schließlich die Leistung des Arbeitskreises für Volks- und Heimatkunde unter Führung von Prof. Dr. Dölker, des Arbeitskreises für Volkskunde der Heimatvertriebenen, den Dozent Dr. Fr. H. Schmidt leitet, und der Beratungsstelle für Kriegerehrung, der Prof. Dr. Schwenkel vorsteht, zu würdigen. Aus Anlaß der Tatsache, daß kurz zuvor der Bund erst durch die Presse von der Geneigtheit des Staates erfahren hatte, bis zu 200 ha des Stuttgarter Waldes bei der Solitude für Institute der Technischen Hochschule herzugeben, wandte er sich gegen die Übung, in solchen Fragen von hoher Bedeutung für die Allgemeinheit die amtlichen und privaten Vertreter des Heimatschutzes vor vollendete Tatsachen zu stellen. Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“, so hörten die Mitglieder weiter, sei das Sorgenkind des Vorstandes. Die Firma Kohlhammer habe bei den gestiegenen Papierpreisen und Löhnen erhöhte Leistungen des Bundes verlangen müssen; dazuhin sei eine Einigung nur auf der Grundlage einer, ungern erteilten, Zustimmung zu einer bescheidenen Verminderung des Umfangs der einzelnen Hefte möglich. Aus Anlaß des 50. Geburtstages des Inhabers der Firma Kohlhammer, des Herrn Karl Gutbrod, habe der Vorstand, vorbehaltlich der Zustimmung der Mitgliederversammlung, beschlossen, Herrn Gutbrod in Anerkennung der großen finanziellen Opfer, die die Firma Kohlhammer seit Jahren für unsere Zeitschrift bringt, zum Ehrenmitglied zu ernennen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen folgende Ausführungen des Vereinsleiters: „In diesem Zusammenhang möge eine allgemeine Bemerkung über die organisatorische Gestalt der Heimatpflege in Württemberg gestattet sein. Württemberg zeigt, wie mir scheint, in dieser Beziehung ein eigenartiges, wahrscheinlich einzigartiges Bild. Als unser Bund vor bald fünfzig Jahren als Bund für Heimatschutz gegründet wurde, war er der einzige im Lande, der sich im besonderen dem Heimatschutz und der Heimatpflege widmete. Der ältere

Schwäbische Albverein, der in bezug auf Mitgliederzahl und Organisation einen großen Vorsprung hatte, war damals noch überwiegend Wanderverein. Dieser Landesverein mit heute 60 000 Mitgliedern hat sich mehr und mehr auch der Heimatpflege und dem Heimatschutz im Sinne unseres Bundes zugewandt. Als eine weitere, über das ganze Land Württemberg ausgebreitete, Organisation sind die Volkshochschulen hinzugekommen, die, mit staatlichen Mitteln reich bedacht, in der Lage sind, ihre Veranstaltungen auf das platte Land auszudehnen, was uns, bei voller Erkenntnis der Notwendigkeit, durch das Fehlen der erforderlichen Mittel verboten ist. Endlich sind, wie Sie wissen, ringsum im Lande viele, ältere und jüngere, örtliche Heimatvereine unter verschiedenartigen Bezeichnungen vorhanden. Die Heimatpflege hat vom Örtlichen auszugehen; deshalb ist das Bestehen und Wirken örtlicher Vereine durchaus am Platz. Aber die räumliche Beschränkung bedeutet naturgemäß zugleich eine sachliche Beschränkung. Da es Angelegenheiten gibt, die das ganze Land angehen – denken Sie etwa an den Kampf für das Neue Schloß und den Schloßplatz in Stuttgart, an den Kampf gegen üble Außenreklame und den immer schrecklicher werdenden Lärm! – und Angelegenheiten, für die nicht an allen Orten befähigte Kräfte vorhanden sind – denken Sie an Kriegerdenkmale, Friedhöfe und so weiter! –, so ist neben den örtlichen Heimatvereinen nicht nur Platz für einen Landesverein, sondern ein solcher geradezu notwendig. Eine Zeitschrift wie unsere „Schwäbische Heimat“ herauszugeben, ist keinem örtlichen Verein möglich. Wir möchten deshalb von den örtlichen Vereinen nicht als Konkurrenz, sondern als eine sie in keiner Weise beeinträchtigende Ergänzung angesehen werden. Leider sieht aber die Einstellung der örtlichen Vereine zu uns vielfach anders aus. Dabei kann für den, dem die Beschäftigung mit der Heimat Herzenssache ist, die Bezahlung von zwei Vereinsbeiträgen nicht zu drückend sein. Das Bild, das ich entworfen habe – vielleicht äußern Sie sich über seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit – veranlaßt den, dem ein Verein nicht Selbstzweck, dem die Pflege der Heimat, nicht die Person des Pflegers das Wichtige ist, naturgemäß zu Überlegungen über etwa angezeigte Vereinfachungen der Organisation der Heimatpflege in unserem Lande. Wäre der Sache gedient, wenn eine der drei genannten Organisationen in einer der beiden anderen aufginge oder wenn wir unseren Verein nach dem Vorgang des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine und einzelner norddeutscher Heimatbünde in einen die örtlichen Vereine zusammenfassenden Verband ohne persönliche Mitglieder verwandelten? Auf Grund unserer Beobachtungen und Erfahrungen glauben wir die Frage verneinen zu müssen. So stark die persönlichen und sachlichen Überschneidungen sein mögen – beispielsweise gehört ein großer Bruchteil unserer Mitglieder auch dem Schwäbischen Albverein an –, hat doch jede Organisation ihre Eigenart und kann keine die andere ersetzen. Dagegen dürfte örtliches Zusammengehen, das tatsächlich schon

vielfach stattfindet, als ein nicht nur gelegentliches, sondern planmäßiges der Gesamtheit der Heimatpflege dienlich sein. Mehr möchte ich heute nicht sagen.“

Anschließend dankte Prof. Dr. Schwenkel dem Vereinsleiter namens sämtlicher Mitglieder für seine beim Wiederaufbau des Bundes geleistete Arbeit und sprach ihm nachträglich die herzlichsten Glückwünsche zu seinem 80. Geburtstag aus. Er stellte darauf den Antrag, den Vereinsleiter zum Ehrenmitglied zu ernennen, den die Versammlung mit Beifall annahm.

Es folgte der Kassenbericht über das Kalenderjahr 1954, gegeben, an Stelle des erkrankten Schatzmeisters, vom Kassenprüfer Friedrich Schmückle; die Entlastung wurde erteilt.

An den dritten Punkt der Tagesordnung „Neues Schloß“ schloß sich eine lebhafte Aussprache. Der Vereinsleiter wies einleitend darauf hin, daß es um den Abbruch des Schlosses still geworden sei; es bestehe aber eine mittelbare Gefahr darin, daß der Landtag zögere, das Schloß zum Landtagsgebäude auszubauen. Es sei die Frage, ob der Staat gleichzeitig den Landtag als selbständiges Gebäude erbauen und das Schloß wieder herstellen könne. Vermutlich sei es doch so, daß, wer nicht für den Einbau des Landtages in das Neue Schloß sei, Gegner des Wiederaufbaus des Neuen Schlosses sei. Die Aussprache leitete ein Referat von Regierungsbaumeister Dr.-Ing. E. Krüger ein, der nach grundsätzlichen Erörterungen über die Gefahren der modernen Baukunst die Lage des neuen Landtagsgebäudes als städtebaulich falsch und einen Einbau des Landtags in das Neue Schloß als durchaus möglich bezeichnete. Oberregierungs- und -baurat H. Gerber wies darauf hin, daß man im Neuen Schloß billig bauen könne und dessen Räume keineswegs, wie vielfach angegeben, zu hoch seien. Daraufhin faßte die Versammlung folgenden Beschluß, der, zugleich im Namen der gleichzeitig tagenden Versammlung des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, dem Staatsministerium zugeleitet wurde: „Der Schwäbische Heimatbund und der Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, zu gemeinsamer Jahrestagung in Biberach an der Riß versammelt, stellen fest, daß die weitesten Kreise der Bevölkerung von ganz Württemberg und von Hohenzollern den Wiederaufbau des Neuen Schlosses in Stuttgart unter Erhaltung seiner äußeren Erscheinung als eine unbedingte Forderung heimatlicher Tradition betrachten. Sie sind überzeugt, daß sich für neuzeitlich gestaltete Innenräume des Schlosses ein würdiger Verwendungszweck finden lassen wird, auch wenn je die besonders naheliegende Verwendung für den Landtag von diesem abgelehnt werden sollte.“

Der Vorschlag des Vorstands, den Jahresbeitrag von 5 auf 6 DM bzw. 10 auf 12 DM zu erhöhen, wurde von der Versammlung einstimmig zum Beschluß erhoben.

Der Abend brachte die Aufführung von Shakespeares Sommernachtstraum im Stadttheater Biberach durch den Dramatischen Verein, einer Theatergruppe von Lieb-

habern also, die aus Familien stammen, in denen das Theaterspielen zu Hause ist. Konnte doch unlängst die Biberacher Theatergesellschaft ihr 300jähriges Bestehen feiern (verwiesen sei auf den Aufsatz „300 Jahre Theater in Biberach“ von E. Bruder in der gleichnamigen Festschrift), die ihrerseits ohne die Theaterüberlieferung des ganzen Oberschwaben nicht verständlich wäre. Dabei soll nicht vergessen werden, daß Shakespeare zum erstenmal in deutscher Sprache in Biberach gespielt wurde, und zwar in einer Aufführung des „Sturm“ unter Chr. M. Wieland als Komödiendirektor. Durch das besondere Entgegenkommen des Leiters des anmutigen Wielandmuseums, E. Schelle, war es im übrigen möglich geworden, die aus diesem Museum stammenden Schätze der Ausstellung „300 Jahre Theater in Biberach“ zu betrachten, so etwa die Marchtaler Komödiensammlung, das Einschreibbuch der bürgerlichen Komödianten-Gesellschaft und eine Tafel von Johann Martin Klauflügel von 1749 mit der Darstellung einer Theatervorstellung nebst den Wappen der bürgerlichen Schauspieler und dem Vers:

Comödie heist ein Contrefait
 Von dem was in der Welt vorgeht
 Ein Warnung vor der Laster Wut
 Ein Antrieb zu der Tugend Lust
 Ein feine Uebung vor den Leib
 Ein angenehmer Zeitvertreib
 Der Jetzige singet ohne Müh
 Es leb die gantze Compagnie.

Nicht unerwähnt sei in diesem Zusammenhang das in der genannten Marchtaler Komödiensammlung zu findende reizende Motto:

Die Unschuld wird gedruckt, doch niemal unterdrückt.
 Erhard Bruder sprach einleitend zur Aufführung einen launigen Prolog in Prosa, aus dem hervorging, in welchem hohem Maße das Biberacher Theater als eine bürgerliche Gemeinschaftsleistung gewertet werden muß; sind doch Bestuhlung und Drehbühne erspielt, wohingegen der einzige Lohn der Schauspieler in einem gemeinsamen Abendessen nach jeder Aufführung besteht. Dann rollte ein Spiel über die Bretter, das schlechthin bezauberte und das vor allem dort ganz echt war, wo es um geisterhaftes Durchwirksein des Lebens, dämonische Besessenheit, Liebesleidenschaft, Trunkenheit jeder Art, Taumel, Rausch, Tollheit und Narretei ging, ein Spiel, das im Zwischenland von Traum und Tag, Schein und Sein zu Hause war. Eine so ungedanklich blutvoll erlebte und zugleich durchgeistete Darstellung wäre wohl einer anderen als oberschwäbischen Spielvereinigung versagt geblieben.

Der nächste Vormittag brachte Führungen durch das Wielandmuseum, durch die Stadt und das Braith-Mali-Museum, für die sich die Herren Erhard Bruder, Eugen Schelle und Oberstleutnant a. D. Schumm zur Verfügung gestellt hatten. Durch das Entgegenkommen von Frau Ostermayer war es möglich, in einem eigens dafür hergerichteten Raum des Braith-Mali-Museums Plastiken von Walter Ostermayer zu sehen, die das besondere Ent-

zücken der Freunde guter neuerer Kunst bildeten. Ferner hatte der Leiter des genannten Museums, Studienrat Haag, für die Ausstellung von unbekannten Zeichnungen Braiths in höchst schätzenswerter Weise gesorgt.

Die Feierstunde in der Aula der Dollinger-Schule brachte außer inhaltsreichen Begrüßungsansprachen Beiträge, die wiederum mit der künstlerischen Kultur Biberachs auf das engste zusammenhingen, diesmal nach der musikalischen Seite, wobei Willi Siegele als verdienstvoller „spiritus rector“ genannt werden darf. Eingangs wurde ein Chor aus Odaem (1651) des aus Biberach stammenden Zwielfaltener Benediktinerpaters Thomas Mezler vom Evangelischen Kirchenchor Biberach unter Leitung von Musikdirektor W. Linder vorgetragen. Dann eröffnete Prof. Dr. Dölker, indem er die zahlreich Erschienenen, darunter viele Ehrengäste, begrüßte und den Dank der Veranstalter an die Stadt sowie alle Mitarbeiter aussprach. Im weiteren führte er aus, daß es gemeinsame Sorge um die Heimat, und zwar sowohl hinsichtlich deren Erforschung als auch deren Pflege, sei, die die Verbindung beider Vereinigungen veranlaßt habe. Dabei gehe es nicht nur um die äußere, sondern auch die innere Heimat; beider Boden kann nur die Vergangenheit sein. Daß damit nichts Museales gemeint ist, sondern weiterentwickeltes Leben, Wachstum, lehre diese Tagung, in der lebendige und im Örtlichen sichtbare Ströme deutscher Kultur zutage treten. Im Anschluß hieran entbot Bürgermeister Leger den herzlichen Willkommensgruß der Stadt und fand freundliche Worte der Anerkennung für die von Bund und Verband geleistete Aufbauarbeit. Regierungspräsident Dr. Walser gab seiner persönlichen Verbundenheit mit der Arbeit beider Vereinigungen beredten Ausdruck und legte ein offenes Bekenntnis zur Wirksamkeit der kleinen Kreise ab. Zugleich sagte er im Namen des Ministerpräsidenten, des Innenministers und des Kultusministers jede mögliche Förderung der Bestrebungen dieser Vereinigungen und Kreise zu, die ein Bedürfnis für die Fortexistenz unseres Volkes seien und durch die das Bild der Heimat dem Volk in seiner ganzen Tiefe eingeprägt werde. Landrat Heckmann sprach von der „therapeutischen Anwendung der überlieferten Volkskultur“ und bezeichnete es in diesem Sinne als die vornehmste Pflicht der Kreisbehörden, die Tätigkeit der Vereine, die sich mit Heimatkunde und Heimatpflege beschäftigen, zu unterstützen. Zugleich erhob er seine Stimme gegen jede Scheinkultur und bezeugte, daß im Leben der Gegenwart nicht zuerst die Maschine, sondern der Mensch mit seinen vollen und ganzen menschlichen Zwecken zu stehen habe. Der Geschäftsführer des Deutschen Heimatbundes, Dr. Kornfeld, überbrachte die Grüße des Deutschen Heimatbundes und seines ersten Vorsitzenden, Ministerpräsident Arnold. Richtig verstandenes Wissen um das Eigene, so betonte er, sei nur als Dienst am Wohle des Ganzen möglich. Nicht „anders als die Anderen“, sondern „miteinander“ sei der Leitspruch des Heimatfreundes. Direktor Fahrbach begrüßte namens des Verbandes der deutschen Gebirgs- und Wan-

dervereine, des deutschen Jugendherbergwerks und des Schwäbischen Albvereins. Der Vertreter des Verbandes der Landsmannschaften, Studienrat Kunz, gab der bestimmten Hoffnung Ausdruck, daß es möglich sein werde, gemeinsame Heimat zu erarbeiten.

Frau M. Maerz (Alt) und Fräulein L. Mühlshlegel (Sopran), mit Musikdirektor W. Linder am Flügel, trugen sodann den Zwiegesang der Mirjam und Debora aus dem zehnten Gesang des „Messias“ von Klopstock, vertont von Justin Heinrich Knecht, vor, woran sich die Wiedergabe einer Sonatine desselben Komponisten schloß. Prof. Hermann Keller trat in seinem Vortrag „Die Bedeutung Biberachs für die oberschwäbische Musikgeschichte“ eingangs der Frage nahe, weshalb es keine große schwäbische Musik gebe. Er verwies dabei auf Rede und Widerrede, die er einst darüber mit Willi Siegele (vgl. „Der schwäbische Bund“, 4. Bd., 1921) gepflogen habe. Nun sei zwar in der Zwischenzeit, nicht zuletzt durch Willi Siegele und Walter Supper, gerade auf dem Gebiet der oberschwäbischen Musik manches erhoben worden, das immerhin wert wäre, in „Denkmale schwäbischer Tonkunst“ aufgenommen zu werden. Und trotzdem müsse man immer noch die Frage stellen: weshalb wurde in Schwaben keine Musik gemacht, die über die Grenzen Südwestdeutschlands oder Deutschlands überhaupt hinausdrang. Der Vortragende war nüchtern genug, um hierauf keine billige „Erklärung“ zu geben. Deutlich wurde, daß hierbei verschiedene Gründe zusammenwirken. Die Einwirkung des Zwinglianismus und Calvinismus kann jedenfalls nur für die Herrschaften mit reformierten Kirchen geltend gemacht werden. Der Mangel an wahrhaft großen Kunstzentren mag mit zu der genannten Erscheinung beigetragen haben. Vielleicht indessen wäre auch zu bedenken, daß schwäbischer Art mindestens insofern die musikalische Form nicht gemäß war, als sie von den Gegensätzen einer, zur Gegenständlichkeit drängenden, mit der Form der bildenden Kunst verwandten Sinnlichkeit und einer, zur Gedanklichkeit führenden, mit der Form der Dichtung verwandten Geistigkeit bestimmt

wird. Besonders eingehend würdigte der Vortragende das Werk von Justin Heinrich Knecht aus Biberach, der zwanzig Jahre vor der Schöpfung der Beethoven'schen Pastoral-symphonie in seiner Symphonie „Die durch ein Donnerwetter unterbrochene Hirtenwonne“ eine Musik schuf, die das Beethovensche Werk in einzelnen Stellen vorwegnahm, wie sich auch in einer Oper von Knecht Anklänge an Fidelio finden. Als besondere Leistungen Knechts müssen die Versuche der Vertonung der Messiasde und der Vollendung der Bach-Fuge Johann Sebastian Bachs gewertet werden. Seine kirchliche Musik besitzt echt geistlichen Charakter, als Schöpfer von Choral-melodien lebt er noch heute fort. Als Theoretiker neigt er zur Übertreibung; immerhin verdanken wir ihm die erste Orgelschule. Alles in allem darf gesagt werden, daß Justin Heinrich Knecht den Durchschnitt der schwäbischen Musiker des 18. Jahrhunderts überragt. Mit einem weitem Chor aus Odäum von Thomas Mezler schloß die Feierstunde.

Den Nachmittag füllte eine Fahrt in Omnibussen zum Hochgeländ mit der Heinrichsburg und nach Eberhardszell, wo das Pius-Scheel-Zimmer besucht wurde, mit Rückfahrt durchs Umlachtal aus. Hierbei führten die Herren A. Karremann, K. Kleindienst, Oberstleutnant a. D. F. Schumm und Oberstudiendirektor Dr. Wenk.

Die Veranstaltung beschloß eine Geistliche Musik in der Stadtpfarrkirche Biberach mit Werken von Biberacher Komponisten (August Löhle, Christoph Braun, Thomas Mezler, Justin Heinrich Knecht), wobei die schöne volle Altstimme von Frau M. Maerz und der helle klare Sopran von Fräulein L. Mühlshlegel ganz zur Geltung kamen; Musikdirektor W. Linder begleitete auf der Orgel und dirigierte den Evangelischen Kirchenchor. Für das Ganze zeichnete wiederum Willi Siegele verantwortlich.

Als Ort für die nächste Jahreshauptversammlung, die wiederum gemeinsam vom Bund und Verband abgehalten werden soll, wurde, der Einladung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken folgend, Schwäbisch Hall und als Termin der 16. und 17. Juni bestimmt.

Pfingsttage in Ochsenhausen

Mit Spannung hatte man in Oberschwaben dem diesjährigen Pfingsttreffen des Schwäbischen Heimatbundes, das diesmal in größerem Rahmen stattfinden sollte, entgegengesehen. Die meist aus dem Unterland stammenden Teilnehmer, aber auch die Gäste aus Oberschwaben, waren überrascht, daß es im Hinblick auf die nun seit 1951 stattfindenden Tagungen dabei im besonderen Maße gelang, jede Wiederholung zu vermeiden und voll aus dem Reichtum Oberschwabens zu schöpfen. Es gab für jeden Überraschendes, sei es nun bei den ganz köstlichen Proben oberschwäbischer Musik des 18. Jahrhunderts, sei es bei den Lesungen von Wilhelm Schussen und Wendelin Überzwerch, sei es im herrlichen Ausblick von der Waldburg auf das oberschwäbische Hügelland zwischen

Bussen und Allgäu oder im dortigen Waldburgischen Hausmuseum, sei es angesichts der Deuchelrieder Maria Immaculata oder vor der mitten im Ried gelegenen verwunschenen Basilika des sel. Ratperonius in Rötsee. Entdeckung folgte auf Entdeckung.

Zur Eröffnung hatte man sich am Samstagabend in dem sehr vornehmen, klaren Bibliothekssaal des Klosters Ochsenhausen versammelt, wo Präsident Dr. Neuschler mit herzlichen Worten begrüßte; weitere Begrüßungsworte richteten an die Anwesenden Bürgermeister Habrik und Landrat Heckmann. Die Bedeutung der alljährlichen Pfingsttagungen als Tage der Besinnung und Erholung, des Erlebnisses und der Erkenntnis Oberschwabens, fand dabei beredten Ausdruck. Der Nestor der oberschwä-

bischen Dichter, Wilhelm Schussen, las sodann aus eigenen Werken. Unter dem Vorgetragenen werden die Erzählungen „Verbotene Kost“, eine Jugendgeschichte, „Gottes Brünlein“, handelnd vom Pfarrer Hornschuh, der in der Stadt Zwerg-Aloen kauft, während die Felder seiner Bauern durch Unwetter zerstört werden, und die Begebnisse um den Oberländer Maurer und Weißputzer Gotth. Mundinger jedem Zuhörer unvergeßlich bleiben, nicht zuletzt ob ihrer mit scharfer Menschenkenntnis gepaarten tiefen Menschenliebe, eine Verbindung, die das Wesen des Schussen'schen Humors darstellt. Seine Lesungen wurden durch ein Concerto für Cembalo von Conrad Michael Schneider, von Frau Marianne Scherrmann in sprühender Rythmik bei reicher Farbigkeit erquickend vorgetragen, belebt.

Der Pfingstvormittag brachte zunächst eine Führung durch das Kloster von Dr. Schahl, der dasselbe als das, in den Bereich der reinen Anschauung erhobene, Denkmal des benediktinischen Mönchtums des 17.-18. Jahrhunderts darstellte und dabei vor allem das geistesgeschichtliche Verständnis der künstlerischen Stilerscheinungen des Barock suchte.

Die „Geistliche Musik“ am Nachmittag des Pfingstsonntags in der ehemaligen Klosterkirche, für die Willi Siegele verantwortlich zeichnete, bot den Teilnehmern insofern einen großen Genuß, als sie Originalmusik des 18. Jahrhunderts auf dem angemessenen Instrument der großen Gablerorgel mit instrumentaler und vokaler Begleitung bot. W. Scherrmann berichtete darüber in der Schwäbischen Zeitung vom 1. Juni: „Am Nachmittag gab es eine Geistliche Musik in der ehemaligen Klosterkirche, die zum ersten Male ausschließlich originale Musik zweier süddeutscher Konventualen des 18. Jahrhunderts brachte, wobei neben einigen zum Teil schon veröffentlichten kleineren Orgelwerken von Karlmann Kolb und Isfried Kayser auch eine Anzahl von ‚Arien und Recitativen‘ sowie Ausschnitte aus Messen von Isfried Kayser, der etwa zur Zeit Josef Haydns Prämonstratenser-Mönch in Obermarchtal war, erklangen. Letztere waren sehr gefällige, musikalisch nicht unbedeutende, ansprechende Stücke, allerdings nicht ganz gleichwertig, doch in manchem an seine größeren Zeitgenossen erinnernd und wohl wert, aus der Vergessenheit herausgeholt zu werden. Ihre feinen melodischen Linien wurden von Frä. Mühlshlegel (Sopran) und Prof. K. Hager (Baß) mit viel liebevoller Einfühlung tonlich sehr schön nachgezeichnet. Außerdem wirkten noch zwei Violinen (Frau Maerz und Sascha Magun) mit, wodurch die Kompositionen sehr gewannen. An der Orgel saß der Ulmer Münsterorganist Prof. Dr. Hayn, der die Farbenpalette der Gablerorgel reichlich auswertete, wodurch sich zum Teil ungewohnte Klangmischungen ergaben. Leider konnte die Orgel in ihrem derzeitigen Zustand nicht voll befriedigen.“

Der Abend brachte eine „Musikalische Auffvarthung“ in Form einer musikalischen Akademie des 18. Jahrhunderts, Musik also, wie sie etwa als Tafelmusik bei festlichen Anlässen im 18. Jahrhundert geboten wurde; dabei wur-

den ausschließlich Werke jener Zeit, die in oberschwäbischen Klöstern entstanden waren, zu Gehör gebracht. So bot gerade dieser Abend ein glänzendes Beispiel für das, was unter musikalischer Denkmalpflege im besten Sinne dieses Wortes verstanden werden darf: ein wieder Lebendigwerden vergessener Werke einheimischer Tonkunst. Hören wir hierüber wiederum W. Scherrmann: „Das große Verdienst, jene seitdem nicht mehr aufgeführten, ja nahezu vergessenen Werke wieder ans Tageslicht gebracht zu haben, gebührt W. Siegele, der sie aus den vielen in Archiven ruhenden Werken ausgewählt und wieder aufführungsreif gemacht hatte. Wie man seinen Einführungsworten entnehmen konnte, leitete ihn bei dieser dankbaren, aber mühevollen Arbeit die Überzeugung, daß bisher die Musik jener Zeit ganz zu Unrecht neben den sichtbaren und wesentlich leichter zugänglichen Werken der bildenden Kunst unbeachtet geblieben war, daß also Oberschwaben damals durchaus kein musikalisches Ödland, wie die meisten annehmen, gewesen ist, sondern jedes einzelne Kloster eine bedeutende Pflegestätte der Musik bildete, ja darüber hinaus vielleicht sogar eigene Musiker von Rang und Bedeutung, die selbst komponierten, hervorgebracht hat.

Einer der bedeutendsten scheint Isfried Kayser von Obermarchtal zu sein, dessen sehr gediegene, an den Ulmer C. M. Schneider, ja sogar an Bach und Händel gemahnende Parthia in Es, deren fünf Sätze sehr kunstgerecht von Marianne Scherrmann auf dem Cembalo vorgetragen wurden, und dessen Aria ‚Sursum corda‘, von der gleichen Kammermusikgruppe, die auch die Kirchenmusik bestritten hatte, sehr schön und lebendig dargeboten, die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Von dem wesentlich späteren Meingosus Gälle aus Weingarten erklangen vier Lieder für Sopran und Baß, die von Frä. Mühlshlegel und Prof. Hager sehr schön gesungen wurden. Noch bedeutsamer scheint dessen Sonate für Violine und Cembalo zu sein, ein Werk, das sich mit anderen dieser Gattung, was Form und Phantasie betrifft, wohl messen kann. Es wurde von Sascha Magun (Violine) und Prof. Hayn (Cembalo) gewandt zur Darstellung gebracht. Die heitere Weihnachtsmusik des Fr. Schnizer aus Ottobeuren, die lustigen Variationen von Meingosus Gälle über ‚O du lieber Augustin‘ (Marianne Scherrmann am Cembalo) und die von Prof. Hager mit unvergleichlichem Humor vorgetragenen fünf Lieder ‚Das Weiberregiment‘ hinterließen einen bleibenden Eindruck von der heiteren Muse jener doch noch unbeschwerteren Zeit.“

Die ganztägige Fahrt am Pfingstmontag stand unter einem besonders glücklichen Vorzeichen, da sich das trübe Wetter über Nacht gebessert hatte und ein herrlicher Frühsommertag Natur- und Kunstschönheiten in seinem verklärten Lichte erstrahlen ließ. Nicht vorgesehen war der Besuch des Rohrer Sees, der bekannten Möwenbrutstätte, der blauglänzend im braunen Ried und grünen Wiesen lag, überflattert von vielen hunderten von Möwen, deren Geschrei und Gekreisch die Lüfte erfüllten. Hier erläuterte Dr. Schahl das Wesen der oberschwä-

bischen Landschaft. Während man sich im Unterland immer wieder genötigt fühlt, die Silbe „viel“, etwa in der Verbindung von vielförmig, vielfältig, vielfach zu gebrauchen, ist man im Oberland versucht, die Silbe „ein“, etwa in den Worten einförmig, einfach, einfältig, zur Kennzeichnung der Landschaft, einer großartigen Hügelsebene, anzuwenden; dazu kommt die Weite des Himmels und die, infolge der vielen Seen und Weiher, stets silbern schimmernde Luft. All dies wirkt zusammen, um der oberschwäbischen Landschaft das Gepräge einer verhältnismäßig ungestörten Naturlandschaft zu geben, vor allem im Vergleich mit der Landschaft Neckarschwabens, die den Typ der hochentwickelten Kulturlandschaft darstellt, wobei die vorwiegend materielle Kultur der Gegenwart, die Zivilisation des 19. und 20. Jahrhunderts, dieser Kulturlandschaft das besondere Aussehen einer Industrielandschaft verliehen hat. Der Weg zur Waldburg führte über Wolfegg, an dem vorüberzufahren man nicht über das Herz brachte, trotzdem ein Aufenthalt nicht vorgesehen war. Eine große Überraschung bedeutete für die Meisten die Waldburg, nicht nur wegen der umfassenden Aussicht, die sich von ihrer Aussichtsplattform aus erschließt, sondern auch hinsichtlich des in ihr untergebrachten Waldburgischen Museums. Der Grabstein des Habbnle an der Pfarrkirche Waldburg gab einen interessanten Einblick in die Entstehung volkstümlicher „Heiligenverehrung“; es verrät im übrigen die gleiche Hand, die den Grabstein des sel. Ratperonius in Rötsee um 1500 gearbeitet hat. In Amtzell wurden in der Kirche und vor dem Schloß Fragen der Besiedlung Oberschwabens erörtert. Schlechthin berückend war im Licht der frühen Nachmittagsstunde der Anblick der Deuchelrieder Maria Immaculata des 18. Jahrhunderts, die der Bildhauer, vermutet wurde Johann Wilhelm Hegenauer, als eine von einem sanften Wehen getragene schwebend leichte Frauengestalt dargestellt hat, die den ganzen umgebenden Raum in ihr Schweben hineinzieht und aufhebt. Vor der Turmhügelburg von Oflings sprach Dr. Schahl über die Herkunft dieses einfachsten Burgtypes, mit dem St. Gallen einst seine Herrschaft gesichert zu haben scheint. Bärenweiler wurde als eine, weltliche und geistliche Fürsorge umfassende, ungestört erhaltene Spitalstiftung des 17. Jahrhunderts nahegebracht. Einen überaus stimmungsvollen Abschluß der Fahrt brachte der Besuch der heute in einem Ried, früher mitten in einem See, gelegenen Basilika des sel. Ratperonius in Rötsee, an der Dr. Schahl die Bauteile des 11. Jahrhunderts nachwies und in der ganz besondere Beachtung die altertümlichen Votivgemälde und eine Mutter Gottes aus dem Kreis von Hans Multscher, geboren im nahen Reichenhofen, fanden.

Den Tag beschloß ein heiterer Abend mit Wendelin Überzwerch „Gereimtes und Ungereimtes“. W. Scherrmann schreibt darüber: „Ein heiteres Intermezzo dieser Tage, das noch hervorgehoben zu werden verdient, war der schwäbische Abend des Dichters Wendelin Überzwerch. Was uns an diesem Abend an Heiterem und Be-

sinnlichem geboten wurde, ist, wenn man zugleich an die vitale, an das barocke Lebensgefühl erinnernde, urgesunde Vortragsart denkt, schwer mit ein paar Worten zu sagen. Angefangen von der psychologisch so fein dargestellten Jugenderinnerung an seinen Schulfreund Josef Stadler, dessen Herz „nicht von Stein“ war, in der Erzählung „Das Erwachen“, über die ernsthaften Schilderungen „Dalt Blutbuach“, „Der alte Brunnen“, „In der Nacht“, „Das Riedmädchen“ bis zu seinem „Wanderkantätle“, dem Loblied des Oberlandes, mit seinem „g’sunda, guata Lebensappetit“, den schwäbischen Distichen, der Idylle von Bello, der Schilderung von „Hinterweiler“, das kulturell ein „Brückenpfeiler“ ist, wie der Landrat „g’sait hott“: immer erregte der Vortragende die höchste Aufmerksamkeit, weil er wie selten einer die ursprüngliche Atmosphäre gesunden Landlebens, die Seele des Volkes, aufgespürt und alles in tausendfältigen lebendigen Bildern eingefangen hat. Sein Humor aber erhielt eine besondere Note, weil er von einem unverwüstlichen Optimismus getragen war, der auf alle Zuhörer mitreißend wirkte.“

Am folgenden Vormittag sprach zunächst Hauptkonservator Dr. Albert Walzer im ehemaligen Musiksaal des Klosters an Hand von Lichtbildern über „Mönchsleben und Klosterbau unter besonderer Berücksichtigung Oberschwabens“, wobei eine Entwicklungslinie von der ganz nach innen gekehrten, um den Kreuzgarten, der als Symbol des Paradieses gedeutet wurde, geordneten mittelalterlichen Klosteranlage zu der umweltbeherrschend nach außen in Erscheinung tretenden schloßähnlichen Anlage des Barocks zog. Dr. H. E. Schramm vermittelte in seinem Vortrag über Michel Buck ein packendes Bild dieses bodenständigen oberschwäbischen Volksmenschen und urwüchsigen Mundartendichters, dem die Mundart noch nicht Mittel, um Witze zu reißen, ist, sondern Ausdruck des gesamten, breit und tief in der Heimat eingewurzelten Lebensgefühls.

Das Schloß der Grafen von Königsegg in Aulendorf wurde am Nachmittag als Beispiel für die Entwicklung einer frühromanischen Burg, wobei den hauptsächlichsten Schutz eine an der Bergseite errichtete Mantelmauer darstellt, zum Barockschloß gezeigt; auf die Schätze der Pfarrkirche wurde aufmerksam gemacht. In ähnlicher Weise wurde das ehemalige Deutschordensschloß Altschauen aus seinen Anfängen bis zu der großartigen, weiträumig gedehnten und in die umgebende Landschaft gebundenen, leider aber unvollendeten Anlage des Giov. Caspare Bagnato entwickelt. Eine unerwartete Freude bedeutete es für die Teilnehmer, daß Herzog Philipp Albrecht von Württemberg abschließend die Räume des Schlosses zeigte, aus denen eine geradezu wundervolle, weit in das 18. Jahrhundert zurückgehende, im wahren Sinne fürstliche Wohnkultur sprach.

„So waren diese wenigen Tage für alle, die sie miterleben durften, voll vielfältiger und unvergeßlicher Eindrücke; man kann nur wünschen, daß der Schwäbische Heimatbund bald wiederkommt.“ (Schwäbische Zeitung, 3. Juni 1955).

Studien- und Lehrfahrten

Wir verweisen auf die Ankündigung der Fahrten in Heft 1, S. 39, und geben hiermit die restlichen Fahrten der zweiten Hälfte des Sommerhalbjahres, die von Stuttgart aus durchgeführt werden, bekannt.

Feuchtwangen-Schillingsfürst-Rothenburg o. d. T.

Sonntag, 4. September: Stuttgart-Feuchtwangen (fränkisches Heimatmuseum)-Schillingsfürst (Schloß der Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst von 1723 ff.)-Rothenburg o. d. T. (bedeutende Bau- und Kunstdenkmale der weltberühmten Stadt). Führung: Prof. Dr. R. Schmidt, Teilnehmergebühr 11.20 DM (Nichtmitglieder 12.50 DM).

Donauwörth-Eichstätt-Altmühltal

Samstag, 17., und Sonntag, 18. September: Stuttgart-Donauwörth (ehem. freie Reichsstadt mit großer gotischer Stadtpfarrkirche und altertümlichen Stadtbild)-Neuburg a. D. (malerisch an der Donau gelegene, an Kunstdenkmälern reiche Residenzstadt der Pfalz Neuburg mit Schloß der Renaissance und des Barocks)-Eichstätt (Bischofsstadt, Dom, Willibaldsburg). Führung: Direktor Dr. W. Fleischhauer. Teilnehmergebühr (ohne Übernachtung und Frühstück): 15.50 DM Nichtmitglieder 17.- DM). Abfahrt: 13.30 Uhr.

Diese Fahrt führt über Donauwörth die Donau aufwärts nach der alten Residenz der Pfalz Neuburg und von hier zu der im stillen Altmühltal gelegenen uralten Bischofsstadt Eichstätt mit dem bis in das 11. Jahrhundert zurückgehenden Dom und dem eindrucksvollen Renaissancebau der Willibaldsburg. Während der Fahrt werden die Schönheiten des Rieses, der Eichstätter Alb, des Donau- und des Altmühltals von den Teilnehmern erlebt werden können.

Burgen und Schlösser der Grafschaft Limpurg

Sonntag, 2. Oktober: Stuttgart-Untergröningen (Renaissanceschloß mit Barockkapelle und den Figuren des spätgotischen Heerberger Altars)-Schmiedelfeld (Burg ruine aus staufischer Zeit)-Gaildorf (Schloß und Stadtkirche nebst Grabdenkmälern der Schenken von Limpurg)-Obersontheim (Residenz der Schenken von Limpurg)-Comburg (Schenkenkapelle mit Grabdenkmälern)-Limpurg (Burg ruine)-Unterlimpurg (Kirche des 13. Jahrh.)-Stuttgart. Führung: Dr. Adolf Schahl. Teilnehmergebühr: 8.- DM (Nichtmitglieder 9.- DM). Abfahrt: 7 Uhr.

Zweck dieser Fahrt, die in die schöne Waldlandschaft des oberen Kochertales und des Bühlertales führt, ist, die Teilnehmer mit den wenig bekannten, größtenteils entlegenen Schlössern und Burgen der Schenken von Limpurg bekannt zu machen und diese als Denkmale der einst mächtigen Herrschaft verstehen zu lernen.

Herbsttagung für Stadt- und Kreisbaumeister

Unter Leitung von Prof. R. Lempp führt die Schwäbische Heimatbund vom 1.-3. Oktober eine Herbsttagung für Stadt- und Kreisbaumeister durch, auf der in Referaten und Diskussionen die zahlreichen Fragen der Baugestaltung, die sich insbesondere auf dem Lande ergeben, behandelt werden sollen. Den Teilnehmern wird dabei nahegelegt, Unterlagen zu aktuellen Fragen aus dem eigenen Tätigkeitsbereich mitzubringen. Die Besichtigungsfahrten sollen nach Möglichkeit in den Wagen der Tagungsteilnehmer erfolgen, wobei die Fahrtkosten umgelegt würden. Anmeldungen bis 1. September; Voranmeldung erwünscht. Ort der Tagung: Staatsbauschule Stuttgart. Unterkünfte werden durch die Geschäftsstelle vermittelt.

Samstag, 1. Oktober:

- 9.00 Begrüßung in der Aula der Staatsbauschule.
- 9.30 Vortrag von Oberregierungs- und -baurat Hans Gerber (Innenministerium Stuttgart) „Das Sorgenkind Ortsbauplan“ (mit Lichtbildern).
- 10.45 Aussprache.
- 13.30 Abfahrt zu Besichtigungen (Eßlingen, Plochingen, Wendlingen).

Sonntag, 2. Oktober:

- 9.00 Vortrag von Oberbaurat Stoll, Regierungspräsidium Stuttgart (Ortsbauplan-Beratungsstelle) „Bauen in der freien Landschaft“.
- 10.45 Aussprache.
- 13.30 Rundfahrt zu Besichtigungen im Bereich von Groß-Stuttgart (Killesberg, Rotweg, Weilimdorf).

Montag, 3. Oktober:

- 9.00 Vortrag „Was haben uns heute die alten Dorf-bilder noch zu sagen?“
- 10.15 Aussprache.
- 13.00 Abfahrt zu Besichtigungen (Neckarsulm, Amorbacher Feld mit Führung von Regierungsbaumeister Erdle, Weinsberg und Löwenstein).

Vorzugsangebot

Der auf Seite 127 abgebildete Originalholzschnitt mit Ansicht der Stadt Isny, ausgeführt von Robert Greiß, kann von unseren Mitgliedern über die Geschäftsstelle zum Vorzugspreis von 20 DM bezogen werden.